

refined Hitchcock

Alfred Hitchcock

Die drei ???
und der
Super-Wal

Erzählt von Marc Brandel
nach einer Idee von Robert Arthur



Franckh'sche Verlagshandlung
Stuttgart

Aus dem Amerikanischen übertragen von Leonore Puschert
Titel der Originalausgabe: »The Three Investigators in The Mystery of the Kidnapped Whale«
(Random House, Inc., New York / 1983, ISBN 0-394-85841-7)
© 1983, Random House, Inc. Based on characters created by Robert Arthur.
This translation published by arrangement with Random House Inc.

Schutzumschlag von Aiga Rasch

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Brandel, Marc:

Die drei ??? [Fragezeichen] und der Super-Wal /
erzählt von Marc Brandel nach e. Idee von Robert
Arthur. Alfred Hitchcock. [Aus d. Amerikan. übertr.
von Leonore Puschert]. – Stuttgart : Franckh, 1985.

Einheitssacht.: The three investigators in the
mystery of the kidnapped whale <dt.>

ISBN 3-440-05425-X

NE: Hitchcock, Alfred [Angebl. Verf.]

Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart / 1985

Alle Rechte an der deutschsprachigen Ausgabe, insbesondere das Recht der
Vervielfältigung und Verbreitung, vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm
oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 1985, Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart

ISBN 3-440-05425-X / L 9s1 H ha

Printed in Czechoslovakia / Imprimé en Tchéoslovaquie

Satz: Fotosatz Stephan, Stuttgart

Gesamtherstellung durch Artia, Prag

Die drei ??? und der Super-Wal

Gruß von Alfred Hitchcock	7
Die Lebensretter	9
»Ocean World« – die Welt des Ozeans	17
Hundert Dollar Belohnung	24
Der Mann mit dem eigenartigen rechten Auge	34
Nägel mit Köpfen	43
Die verlorene Fracht	48
Nun wird es gefährlich	56
Die drei Verdächtigen	62
Der gesichtslose Riese	69
Jetzt aber los!	76
Die beiden langen Stangen	82
Gefahr in der Tiefe	90
Flukeys Lied	98
Die verlorene Kassette	103
Der Riese hat doch ein Gesicht	107
Was in der Kassette war	112
Besuch bei Alfred Hitchcock	121

Gruß von Alfred Hitchcock

Willkommen, Freunde der drei ???!

Der neueste Fall unseres Detektiv-Teams spielt sich wieder einmal über weite Strecken zu Wasser und unter Wasser ab. Doch auch wenn sie keinen festen Boden unter den Füßen haben, sind Justus, Bob und Peter groß in Form, und das beweisen sie hier erneut.

Bei manchen Lesern kann ich nicht voraussetzen, daß sie mit den drei ??? bereits vertraut sind, Also seien sie hier kurz vorgestellt.

Die drei Freunde wohnen in Rocky Beach, einer Kleinstadt an der Küste Südkaliforniens, in der Nähe von Hollywood. Justus Jonas ist der Anführer des Teams. Er ist hochbegabt für logische Schlußfolgerungen und läßt nicht locker, bis er einer Sache, die ihm Rätsel aufgibt, wirklich auf den Grund gegangen ist. Peter Shaw, Zweiter Detektiv, ist ein hervorragender Sportler. Die Arbeit an einem Fall der drei ??? macht ihm immer viel Spaß, aber wenn es brenzlig wird, ist er lieber etwas vorsichtiger. Bob Andrews, der Dritte im Bunde, kümmert sich um das Archiv und die Recherchen. Er ist intelligent, fleißig, ausdauernd und rücksichtsvoll der Umwelt gegenüber. Und er ist der geborene Reporter – stets trägt er ein Notizbuch bei sich, um Wichtiges an Ort und Stelle festzuhalten.

Doch lest nun, wie die Jungen das Rätsel um ein gesunkenes Boot lösen und wie ihnen der kluge Flukey, der Super-Wal, dabei hilft. Zuvor aber muß sich Flukey mehrmals außerhalb seines Elements, des Pazifischen Ozeans, zurechtfinden. Ihr werdet darüber staunen, wie Wal und Mensch zu Partnern und Freunden werden können. Es war auch für mich erstaunlich!

eh will eurer Leselust nicht länger im Wege stehen, also sei meine Vorrede hiermit beendet. Wir treffen uns wie üblich noch ein paarmal im Lauf der Geschichte!

Alfred Hitchcock

Die Lebensretter

»Da spritzt er!« rief Bob Andrews. »Seht doch – da drüben!« Er zeigte aufgeregt aufs Meer hinaus. Tatsächlich war etwa fünf oder sechs Kilometer vor der Küste für die Dauer einer Minute ein riesenhafter, länglicher Körper aufgetaucht. Eine Wasserfontäne sprühte hoch auf und wurde fächerförmig nach allen Richtungen in die Luft geschleudert. Dann tauchte der große Grauwal wieder in den Ozean ein.

Die drei ??? – Justus Jonas, Peter Shaw und Bob Andrews – standen oben an der Steilküste, hoch über dem Ufer. Es war der erste Tag der Frühlingsferien. Sie waren am Morgen früh aufgestanden und mit den Fahrrädern ans Meer gefahren, denn sie wollten den Zug der Grauwale miterleben.

Alljährlich im Februar und März ziehen Tausende dieser riesenhaften Geschöpfe von Alaska nach Mexiko an der Pazifikküste entlang. In den warmen Gewässern vor der mexikanischen Halbinsel Baja California bringen die Muttertiere ihre Jungen zur Welt.

Darauf ruhen sich die Wale einige Wochen aus, um neue Kräfte zu sammeln, ehe sie sich zur achttausend Kilometer weiten Rückreise in den Norden aufmachen. Den Sommer verbringen sie dann in den ergiebigen Weidegründen voller winziger Krabben und Plankton, wovon es in den arktischen Gewässern wimmelt.

»Anscheinend weiß niemand genau, wie die Wale wieder in den Norden hinaufgelangen«, erwähnte Bob.

Bob Andrews arbeitete stundenweise in der Bibliothek von Rocky Beach, und er hatte sich am Vortag aus Büchern über die Wale informiert.

»Und warum nicht?« fragte Peter.

»Auf dem Rückweg konnte sie noch niemand beobachten«, berichtete Bob nach einem Blick in sein Notizbuch. »Auf der Reise südwärts bilden sie eine geschlossene Gruppe und sind leicht zu sehen. Daher glauben manche Leute, daß sie sich auf

dem Rückweg trennen und zu Paaren durch den Pazifik ziehen.«

»Hört sich vernünftig an«, meinte Peter Shaw. »Dann sind sie für andere nicht so leicht zu erspähen. Was meinst du, Justus?«

Aber der Erste Detektiv, Justus Jonas, hatte anscheinend gar nicht zugehört. Er sah auch nicht aufs Meer hinaus, wo ein zweiter Grauwal aufgetaucht war und seine Wasserfontäne in die Luft spritzte. Sein Blick war auf den öden Strand unten gerichtet. Hier hatte in der vorigen Woche ein Sturm gewütet, und der Sand war nun mit Treibholz, Plastikteilen und Büscheln von Tang bedeckt, die von den schweren Seen angespült worden waren.

»Ich glaube, da unten bewegt sich was.« Justus wirkte betroffen. »Kommt mit.«

Der Fußpfad zum Ufer hinunter war eine steile Rutschpartie, und Justus mußte immer wieder mit durchgedrückten Knien abbremsen. Unten angekommen, lief er schräg über den Strand zum Wasser hin. Peter und Bob folgten ihm.

Es war Ebbe, die jedoch den Tiefstand noch nicht erreicht hatte. Die drei Jungen liefen einige Minuten lang über den Sand, bis Justus anhielt. Keuchend zeigte er auf etwas, das sich ein paar Meter vom Ufer entfernt im seichten Wasser befand.

»Das ist ja ein Wal!« erkannte Peter.

Justus nickte. »Hier ist ein Wal gestrandet. Zumindest ist es gleich soweit, wenn wir ihm nicht helfen.«

Die drei ??? zogen rasch Schuhe und Strümpfe aus. Sie ließen sie auf dem trockenen Sand zurück, krepelten die Hosenbeine hoch und wateten ins Meer hinaus.

Es war ein kleiner Wal, nur etwa zweieinhalb Meter lang. Ein Jungtier, vermutete Bob, das sich von seiner Mutter entfernt hatte und von den schweren Brechern zum Ufer hin geschwemmt worden war.

Am Strand war es hier so seicht, daß die Jungen noch in knapp

knöcheltiefem Wasser wateten, als sie das sich heftig aufbäumende Tier erreichten. Für die drei war es ein Glück, denn es war ein kühler Morgen, und das Wasser war eiskalt. Aber gerade dieser seichte Uferstreifen hatte den Wal daran gehindert, wieder in die offene See hinauszuschwimmen.

Die drei Freunde schoben und zogen an dem Wal. Sie versuchten sogar, ihn anzuheben. Für seine Größe war er erstaunlich schwer – er wog bestimmt eine Tonne, schätzte Justus –, und der massive Rumpf war so schlüpfrig und glatt wie Eis. Es gab auch nichts Greifbares außer dem Schwanz oder den Flossen, und die jungen befürchteten, daß sie den kleinen Wal verletzen könnten, wenn sie zu energisch zapackten.

Der Wal schien vor den Jungen überhaupt keine Angst zu haben. Er begriff offenbar sofort, daß sie versuchten, ihm zu helfen. Als die drei ihn umringten und sich abmühten, ihn vom Sandboden weg in größere Wassertiefe zu bringen, sah er sie freundlich und ermunternd an.

Bob beugte sich vor und versuchte, die Arme um den Körper des Wals zu legen. Dabei fiel ihm etwas auf, und zwar am Spritzloch des Wals oben am Kopf. Er erinnerte sich, was er in der Bücherei über Grauwale gelesen hatte, und er erkannte, daß er sich möglicherweise täuschte, wenn er annahm, daß dies ein Jungtier war, das seine Mutter verloren hatte.

Gerade wollte er Justus und Peter von seiner Entdeckung berichten, als ein besonders schwerer Brecher unaufhaltsam heranrollte. Die drei Jungen wurden von dem starken Anprall getroffen und verloren ihren festen Stand. Als sie endlich alle wieder sicher auf den Füßen standen, hatte sich das Wasser am Ufer noch weiter zurückgezogen. Es bedeckte jetzt kaum noch ihre Zehen, und der kleine Wal, den der Brecher noch weiter landeinwärts gespült hatte, lag nun auf dem Sand.

»Verflixt«, sagte Peter. »Jetzt ist er aber richtig gestrandet. Und die Flut kommt noch lange nicht.«

Bob nickte betroffen. »Das dauert noch mehr als sechs Stun-

den, bis die Flut wieder hoch genug ist und den Wal vom Strand mitnehmen kann.«

»Kann ein Wal auf dem Trockenen so lange überleben?« fragte Peter seinen Freund.

»Leider nicht. Außerhalb seines Elements trocknet ein solches Tier sehr schnell aus, und das ist lebensbedrohlich.« Bob bückte sich und tätschelte liebevoll den runden Kopf des Wals. Er tat ihm so leid. »Wenn wir ihn nicht schnellstens auf irgendeine Art ins Wasser zurückbefördern können, hat er keine Chance zum Überleben.«

Als habe er Bob verstanden, öffnete der Wal die Augen ganz weit. Er sah ihn traurig und schicksalsergeben an, fand Bob. Dann verengten sich die Augen des Tieres zu Schlitzen und schlossen sich langsam ganz.

»Ihn ins Wasser zurückbefördern?« fragte Peter. »Wie denn? Wir bekamen ihn ja nicht einmal von der Stelle, als er noch weiter draußen im seichten Wasser lag.«

Bob wußte, daß Peter recht hatte. Er sah Justus an, und da ging ihm plötzlich auf, daß der Erste Detektiv sich schon lange nicht mehr zu Wort gemeldet hatte. Das sah Justus gar nicht ähnlich. Normalerweise brachte er als erster einen Vorschlag an, wenn sie ein Problem vor sich hatten.

Auch wenn er gerade schwieg, war Justus anzumerken, daß er angestrengt überlegte. Er knetete seine Unterlippe zwischen Daumen und Zeigefinger, wie er es beim Nachdenken oft tat.

»Wenn der Prophet nicht zum Berge kommt«, sagte er schließlich, »dann muß eben der Berg zum Propheten kommen.«

»Bitte jetzt keine Orakelsprüche«, bat Peter. »Was soll denn das für ein Berg sein?«

Justus hatte die Angewohnheit, mit Vorliebe komplizierte Ausdrücke zu benutzen oder in Rätseln zu sprechen. Für die beiden anderen Detektive war dann schwer zu verstehen, worauf er hinauswollte.

»Der Berg in diesem Fall«, erklärte Justus, »ist der Ozean da draußen. Wenn wir einen Spaten hätten . . . Und – wartet mal

– eine Plane. Und die alte Handpumpe, die Onkel Titus im vorigen Monat für den Schrottplatz gekauft hat, und einen guten langen Schlauch . . .«

»Dann könnten wir eine Grube graben«, unterbrach ihn Bob.

»Und die mit der Plane auslegen«, setzte Peter hinzu.

»Und sie voll Wasser pumpen«, schloß Justus. »Wir könnten eine Art Schwimmbecken machen, damit der Wal notdürftig in seinem Element wäre, bis die Flut wieder hereinkommt.«

Nach kurzer Diskussion wurde beschlossen, daß Bob und Peter mit den Fahrrädern zum Schrottplatz zurückfahren und das Erforderliche holen sollten, während Justus bei dem gestrandeten Wal bleiben würde.

Als die beiden gegangen waren, suchte Justus das Strandgut am Ufer ab, bis er einen zerbeulten Plastikeimer gefunden hatte, der noch Wasser hielt. Die nächste halbe Stunde des Wartens auf die Freunde verbrachte er damit, zum Wasser zu laufen, den Eimer zu füllen, zurückzulaufen und den gestrandeten Wal zu begießen.

Dem Ersten Detektiv hatte körperliche Arbeit noch nie Spaß gemacht. Er zog es vor, sein Gehirn arbeiten zu lassen. »Wird allmählich Zeit«, äußerte er verdrossen, als die beiden anderen zurückkamen. Dabei waren sie genau besehen überraschend schnell wieder da.

Sie hatten alles mitgebracht, was Justus verlangt hatte: eine lange Rolle Zelttuch, die Handpumpe, einen guten scharfen Spaten und einen Schlauch.

»Wir wollen so nahe wie möglich bei dem Wal graben«, wies Justus die beiden an. »Dann können wir ihn am ehesten in unseren Teich wälzen.«

Peter, der stärkste der drei, übernahm den größten Teil des Grabens. Zum Glück war der feuchte Sand unter der Oberfläche ganz weich. Nach kaum einer Stunde hatten sie einen Graben ausgehoben, der etwa drei Meter lang, knapp einen Meter breit und fast einen Meter tief war.

Sie legten den Graben mit der Plane aus, um ihn abzudichten.

Dann betätigte Peter am Wasser die Pumpe, während Bob und Justus den langen Schlauch zu ihrem Becken ausrollten. Es war eine gute Pumpe, die vermutlich einmal zu einem Fischerboot gehört hatte. Bald stand das Wasser im Graben fast einen Meter hoch.

»Und jetzt kommt das Hauptproblem«, verkündete Justus.

»Besten Dank«, gab Peter zurück. »Hoffentlich heißt das, daß du diesmal mit anpackst.«

Justus gab keine Antwort. Ihm kam es so vor, als habe er schon weit mehr als seinen Anteil beigetragen. Schließlich war der ganze Plan ja seine Idee gewesen.

Nachdem sie einen Augenblick ausgeruht hatten, stellten sich die drei ??? an die dem Teich abgewandte Seite des Wals. Sie gingen leicht in die Knie und stemmten die Hände gegen das Tier. Es lag regungslos mit geschlossenen Augen da. Bob tätschelte ihm den Kopf. Sofort öffnete es die Augen, und Bob hätte schwören können, daß es ihn anlächelte.

»Also, ich sage ›Hebt an!‹« erklärte der Erste Detektiv. »Seid ihr bereit? Dann alle zusammen, Kommando . . .«

Weiter kam er nicht. Als die drei Jungen mit vereinten Kräften bereit zum Anheben waren, schien auch der Wal sich anzustrengen und zusammenzureißen. Mit einem jähen Schwung des ganzen Körpers schoß er in die Höhe, drehte sich, wirbelte durch die Luft und landete auf dem Rücken in seinem Teich.

rief Bob. Auch Justus und Peter waren ganz begeistert.

Als der Wal endlich wieder Wasser um sich spürte, richtete er sich dar' n ein. Er tauchte kurz unter und genoß das Vergnügen, wieder in seinem Element zu sein. Und dann ließ er sich wieder an die Oberfläche treiben und blies einen dünnen Wasserstrahl aus seinem Spritzloch. Es war ganz so, als wolle der Wal den Jungen seine Dankbarkeit zeigen.

»Wenn später die Flut kommt . . .« fing Justus an.

»Laß mal«, fiel ihm Peter ins Wort. »Es ist bestimmt schon

neun Uhr! Wir hatten doch zugesagt, daß wir heute morgen auf den, Schrottplatz arbeiten. Und ich hab' noch nicht mal gefrühstückt!«

Justus, Onkel Titus und Tante Mathilda, bei denen er wohnte, führten einen Betrieb, das »Gebrauchtwaren-Center T. Jonas«, am Stadtrand von Rocky Beach. Die drei Jungen arbeiteten dort häufig mit: Sie sortierten Metallschrott und reparierten alte Möbel, allerlei Maschinen und Hausgeräte, die Onkel Titus eingekauft hatte.

Rasch verabschiedeten sie sich von ihrem Schützling. »Paß gut auf dich auf und bleib im kühlen Naß«, riet Bob dem Wal. »Wir kommen am Nachmittag noch mal her und schauen zu, wie du dann wieder ins Meer kommst.«

Die drei Jungen zogen Strümpfe und Schuhe an, packten pumpe, Spaten und Schlauch und liefen los. Sie waren wieder ganz oben am Steilufer und wollten gerade die Fahrräder holen, als Justus hinter sich einen Laut hörte.

Etwa drei Kilometer vorn Ufer tuckerte ein Boot mit Außenbordmotor gemächlich vorüber. An Bord waren zwei Männer, aber die Entfernung war zu groß, um sie genau zu erkennen.

Jetzt sah Justus einen Lichtblitz vom Boot aus, dann noch einen und einen dritten.

»Sieht so aus, als ob die Signal geben«, meinte Peter.

Der Erste Detektiv schüttelte den Kopf. »Dafür sind die Lichtblitze zu unregelmäßig«, stellte er fest. »Ich tippe eher darauf, daß einer der Männer ein Fernglas benutzt und daß die Lichtblitze die Sonnenreflexe auf den Gläsern sind.«

Diese ganz normale Erklärung hörte sich für die beiden anderen einleuchtend an, aber Justus hob sein Fahrrad dennoch nicht auf. Er beobachtete weiterhin das Boot, das jetzt aufs Ufer zuhielt.

»Komm, los«, mahnte Peter ungeduldig. »Mach nicht gleich aus allem ein Geheimnis. Hier in diesem Küstengebiet fahren jeden Tag Hunderte von Leuten hinaus, um sich die Grauwale anzusehen.«

»Ich weiß«, bestätigte Justus, als sie endlich ihre Fahrräder zur Straße schoben. »Aber der Mann in diesem Boot beobachtete nicht die Wale. Er hatte sein Fernglas hierher gerichtet, zum Ufer. Mir kam es sogar so vor, als ob er uns beobachtete.«

»Vielleicht hat er zugeschaut, wie wir den Wal retteten«, meinte Bob obenhin, und Justus ließ das Thema fallen.

Justus' Tante Mathilda wartete schon, als die drei beim Schrottplatz ankamen. Sie war von liebenswürdiger, heiterer Wesensart, und es machte ihr Freude, hier in der kleinen Küstenstadt zu wohnen und mit ihrem Ehemann den Gebrauchtwarenhandel zu betreiben. Es machte ihr auch Freude, Justus, der bei ihnen wohnte, seit seine Eltern ums Leben gekommen waren, eine Heimat zu geben. Aber am meisten Freude machte es ihr doch, die Jungen mit Arbeit einzudecken.

»Ihr kommt spät«, lautete ihre Begrüßung, als die Jungen in den Schrottplatz einfuhren. »Ihr habt wohl wieder mal an einem Rätsel geknobelt.«

Justus hatte seine Tante wohlweislich nie darüber aufgeklärt, daß er und Bob und Peter ernstzunehmende Detektive waren und daß sie wie Profis für alle möglichen Leute, die sich an sie wandten, Fälle übernahmen. So war Tante Mathilda noch immer der Meinung, die drei gehörten zu einem Club, der zusammenkam, um Rätsel aus Zeitungen und Zeitschriften zu lösen.

Die Jungen arbeiteten mehrere Stunden auf dem Schrottplatz, bis Tante Mathilda sie zum Mittagessen rief und ihnen für den Rest des Tages freigab.

Es war nach drei Uhr, als die drei ??? wieder bei der Bucht ankamen. Die Flut stieg nun ziemlich schnell. Sie stellten die Fahrräder oben am Steilufer ab und liefen rasch zum Strand hinunter.

Peter, der schneller laufen konnte als die beiden anderen,

erreichte den selbstgemachten Teich als erster. Als er hineinschaute, blieb er jäh stehen, starr vor Schrecken.

Justus und Bob kamen dazu. Auch sie waren sprachlos, als sie erkannten, was geschehen war.

Das notdürftig angelegte Wasserbecken befand sich noch im trockenen Sand. Und es war noch immer voll Wasser. Aber sonst war nichts mehr darin.

Der kleine Wal war verschwunden!

»Ocean World« – die Welt des Ozeans

»Vielleicht hat er's geschafft, sich auf den Sand herauszuschleunigen«, brachte Peter hervor, »und irgendwie ins Meer zurückzugelangen.«

Doch das hörte sich so an, als glaube er es selbst nicht.

»Hoffen wir es«, meinte Bob, und auch das klang alles andere als hoffnungsvoll.

Der Wal hätte eine weite Strecke überwinden müssen, ehe er in tieferes Wasser kam, worin er schwimmen konnte.

Justus sagte gar nichts. Er war ein Stück zur Seite getreten und ging dort immerzu im Kreis herum, während er auf den Sand hinunterstarrte.

»Ein Transportfahrzeug«, sagte er nachdenklich, als er zu den anderen zurückkehrte. »Mit Allradantrieb. Der Wagen kam von der Straße hierher auf den Strand. Dann fuhr er rückwärts an das Becken heran. Und hier parkte er lange genug, um tief in den nachgiebigen Sand einzusinken. Danach mußte jemand Bretter unter die Vorderräder legen, damit er wieder starten konnte. Und dann fuhr er zur Straße zurück.«

Justus zeigte seinen Freunden die sich überkreuzenden Reifenspuren im Sand und die scharfen Eindrücke, die die Bretter hinterlassen hatten. Klar, Justus hatte recht. Nun erschien der Sachverhalt auch ihnen ganz logisch. Aber so war das oft

mit Justus' Schlußfolgerungen: Wenn er sie erläuterte, war alles sonnenklar.

»Vielleicht hat jemand den gestrandeten Wal irgendwo gemeldet«, meinte Peter nach kurzem Nachdenken. »Und da beorderte man ein paar Leute zu seiner Rettung hierher.«

»Gute Überlegung«, lobte Justus. Wenn er so etwas sagte, hieß es normalerweise, daß er gerade dasselbe gedacht hatte. »Wenn aber jemand einen Wal in einem provisorisch angelegten Wasserbecken auf dem Strand entdeckt, wohin würde er sich wenden?«

Er wartete die Antwort gar nicht erst ab. Er war schon auf dem Weg zu den Fahrrädern. Peter und Bob rollten die Plane auf und folgten ihm.

»Ocean World«, beantwortete Justus eine halbe Stunde später seine vorherige Frage. »In diesem Riesenkomplex von Aquarien und Wasserbecken würde man wahrscheinlich anrufen. Er heißt ja ›Welt des Ozeans‹.«

Die drei ??? waren in ihrer Zentrale auf dem Schrottplatz versammelt. Diese Zentrale war ein zehn Meter langer Campinganhänger, den Titus Jonas vor langer Zeit gekauft, jedoch nie an den Mann gebracht hatte. Nach und nach häuften sich ringsum immer höhere Stapel von Schrott und Trödelkram an, bis der Wagen schließlich auf dem Lagerplatz überhaupt nicht mehr zu sehen war. Die Jungen hatten sich etliche geheime Zugänge eingerichtet. Innen war der Wagen mit Labor, Dunkelkammer und Büro ausgestattet. Die Büroeinrichtung bestand aus einem Schreibtisch, einem alten Aktenschrank und einem eigenen Telefonanschluß, den die Jungen mit dem Geld finanzierten, das sie beim Mithelfen auf dem Schrottplatz verdienten.

»Ocean World«, wiederholte Justus. Er saß auf dem Drehstuhl hinter dem Schreibtisch und schlug im Telefonbuch nach. Er fand die Nummer und wählte sie.

Ein Lautsprecher war an das Telefon angeschlossen, so daß alle drei Jungen das Klingeln und dann eine Männerstimme

hören konnten. »Vielen Dank für Ihren Anruf bei ›Ocean World‹«, sagte die Stimme. »›Ocean World‹ befindet sich in der Nähe der Küstenautobahn, nördlich von Topanga Canyon.«

Das war offenkundig ein automatischer Anrufbeantworter. Der Mann gab den Eintrittspreis bekannt und dann die Uhrzeit für die verschiedenen Attraktionen, die die große Meerestier- und -pflanzenchau ihren Besuchern bot. Justus wurde schon ganz ungeduldig. Doch am Ende der Durchsage lauschte er wieder interessiert.

»›Ocean World‹ ist Dienstag bis Sonntag von zehn bis achtzehn Uhr geöffnet«, sagte der Mann. »Jeden Tag außer Montag können Sie . . .«

Da legte Justus auf.

»Haben wir mal wieder Pech gehabt«, erklärte Peter. »Ausgerechnet an dem Wochentag, wenn die geschlossen haben, rufen wir an.«

Justus nickte geistesabwesend. Das runde Gesicht hatte er vor lauter Konzentration in Falten gelegt, und er zupfte auch wieder einmal an seiner Unterlippe.

»Also, was machen wir jetzt?« fragte Bob. »Versuchen wir es morgen noch einmal?«

»Es ist nur ein paar Kilometer die Küstenstraße runter«, meinte Justus. »Fahren wir doch morgen hin und sehen wir uns die Sache an!«

Um zehn Uhr am nächsten Morgen stellten die drei ??? ihre Fahrräder auf dem Parkplatz von ›Ocean World‹ ab und kauften sich Eintrittskarten. Erst wanderten sie eine Weile die Wege der großen Aquarieranlage entlang und blieben ab und zu stehen, um den sich munter in ihren großen offenen Becken tummelnden Seelöwen und Pinguinen zuzuschauen. Dann sah Bob ein Schild an einem weißgestrichenen Gebäude. VERWALTUNG stand darauf.

Justus klopfte an die Tür.

»Herein«, antwortete eine höfliche Stimme, und die drei Jungen betraten das Büro.

Hinter einem Schreibtisch stand eine junge Frau. Sie trug einen zweiteiligen Badeanzug, und sie war am ganzen Körper tief gebräunt. Das kurzgeschnittene Haar war dunkel und fedrig wie bei einem Indianer. Sie war größer als die drei Jungen, und sie hatte breite, kräftige Schultern und schmale Hüften. Das verlieh ihrer Erscheinung etwas Stromlinienförmiges, und man hätte denken können, sie sei wie ein Fisch eher im Wasser in ihrem Element als auf dem Trockenen.

»Hallo. Ich bin Constance Carmel«, sagte sie. »Was kann ich für euch tun?«

»Wir möchten einen gestrandeten Wal melden«, gab Justus an. »Das heißt, er war gestrandet, bis wir dann ein Wasserbecken für ihn anlegten . . .«

Er berichtete alles, was sich am Vortag an der Bucht zugetragen hatte, und nannte zum Schluß die Entdeckung der Jungen, daß der Wal, den sie zu retten versucht hatten, später verschwunden war.

Constance Carmel hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen.

»Und all das war gestern?« fragte sie.

Bob nickte.

»Gestern war ich nicht hier.« Sie hatte sich von den Jungen abgewandt und holte eine Tauchermaske aus einer Schublade. »Montags haben wir nur einen Bereitschaftsdienst.« Sie schweig einen Augenblick und zog am Gummiband der Maske, ehe sie sich wieder den Jungen zuwandte. »Aber falls ein gestrandeter Wal gerettet und hierher zu ›Ocean World‹ gebracht worden wäre, so hätte ich das heute früh sofort erfahren.«

»Und Sie bekamen also keine solche Nachricht?« fragte Bob, sehr enttäuscht.

Sie schüttelte den Kopf und zog wieder an dem Gummiband. »Es tut mir leid«, sagte sie. »Ich kann euch dazu nichts sagen. Ich kann euch leider nicht helfen.«

»Na, jedenfalls vielen Dank«, sagte Peter.

»Es tut mir wirklich leid«, wiederholte Constance Carmel.

»Und jetzt müßt ihr mich entschuldigen, ich muß eine Vorführung leiten.«

»Sollten Sie noch irgend etwas erfahren . . .« Justus zog eine Karte aus der Tasche und reichte sie der jungen Frau.

Es war eine der Visitenkarten der drei ???, die Justus mit der Handabzugspresse auf dem Schrottplatz selbst gedruckt hatte. Der Aufdruck lautete:

Die drei Detektive

???

Wir übernehmen jeden Fall

Erster Detektiv

Justus Jonas

Zweiter Detektiv

Peter Shaw

Recherchen und Archiv

Bob Andrews

Darunter war noch ihre private Telefonnummer in der Zentrale vermerkt.

Normalerweise fragte der Empfänger der Karte, was die drei Fragezeichen zu bedeuten hatten. Justus erklärte dann immer, sie seien das Symbol für Rätsel und ungeklärte Geheimnisse.

Constance Carmel fragte nichts dergleichen. Sie legte die Karte auf ihren Schreibtisch, ohne sie sich auch nur anzusehen.

Die drei ??? drehten sich um und gingen hintereinander zur Tür. Peter wollte sie gerade öffnen, als Constance Carmel auf die Jungen zukam.

»Ihr macht euch wirklich Sorgen um diesen Pilotwal oder Grauwal oder was er sonst sein mag, nicht wahr?« fragte sie.

Bob versicherte ihr, so sei es.

»Das ist sicher nicht nötig«, sagte sie zuversichtlich.

»Bestimmt geht es ihm gut. Ganz bestimmt hat ihn jemand gerettet.«

Vor dem Eingangstor zu ›Ocean World‹ schlossen die drei ???

ihre Fahrräder auf und schoben sie zwischen den geparkten Wagen hindurch zur Straße vor. Bob und Peter waren recht bedrückt, weil die drei ??? nichts erreicht hatten, aber Justus wirkte sonderbarerweise keineswegs entmutigt. Er lächelte auf die aufmerksame, hellwache Art, die er an sich hatte, wenn er glaubte, die drei ??? hätten wieder einen Fall vor sich. »Komm schon, Just – raus damit«, forderte ihn Peter auf. »Warum grinst du so stillvergnügt?«

Sie hatten die Ausfahrt des Parkplatzes erreicht. Justus lehnte sein Fahrrad an die niedrige Mauer. Die beiden anderen taten es ihm nach, denn eines war sicher: Der Erste Detektiv wünschte sich zu äußern.

»Kommen wir zu den Tatsachen«, sagte er. »Jeder beliebige Anrufer hätte bei ›Ocean World‹ gestern nur den Anrufbeantworter zu hören bekommen, genau wie wir.«

»Und folglich hätte gar keine Meldung über einen gestrandeten Wal eingehen können«, warf Peter ein.

»Es sei denn, jemand hätte Constance Carmel zu Hause angerufen«, erklärte Justus.

»Wie kommst du darauf?« fragte Bob.

»Als wir ihr die Sache erzählten, wirkte sie nicht im mindesten überrascht. Sie hörte sich alles an, aber die einzige Frage, die sie stellte, hatten wir ja schon beantwortet.«

»Du meinst, als sie fragte, wann das alles war?«

»Genau.« Justus nickte. »Und daraus läßt sich folgern, daß sie im Grunde keine Antwort brauchte. Ihr ging es nur darum, uns mitzuteilen, daß sie gestern nicht hier war und somit nichts damit zu tun haben konnte. Und im nächsten Augenblick, als wir gehen wollten, da lag ihr sehr viel daran, uns wissen zu lassen, dem Wal gehe es gut. Sie äußerte das ja sehr bestimmt. Sie sagte, gewiß sei der Grauwal gerettet worden.«

»Nein, sie sagte es anders.« Was Bob seit dem Vortag nur halb bewußt gewesen war, wurde ihm nun plötzlich ganz klar – und es war etwas Wichtiges. »Sie sagte, dem Pilotwal oder Grauwal, was er auch sein mochte, gehe es bestimmt gut.«

»Vielleicht war das nur eine Finte«, meinte Peter, »und sie drückte sich absichtlich nicht klar aus, damit wir nicht denken sollten, sie sei genau im Bilde.«

»Nein, eine Finte war das nicht.« Bob war sich seiner Sache so sicher, daß er lauter sprach als sonst. »Sie wollte nicht bluffen, sondern sie hatte sich ganz einfach verplappert. Sie hatte nämlich recht. Es war gar kein Grauwal, den wir retteten. Grauwale haben zwei nebeneinanderliegende Spritzlöcher, ähnlich Nasenlöchern. Deshalb spritzt das Wasser wie eine Fontäne in zwei Strahlen heraus. Der Wal, den wir retteten, hat hingegen nur ein einziges Spritzloch. Mir ist das aufgefallen, als wir versuchten, ihn ins Wasser zurückzuwälzen. Und als er spritzte, schoß das Wasser in einem einzigen Strahl hoch.«

Die beiden Freunde sahen Bob erstaunt an.

»Und was für ein Wal war dann der, den wir retteten?« fragte Peter.

»Ich bin ziemlich sicher, daß es ein junger Pilotwal oder Schwarzwal aus dem Pazifik war, der zufällig hier mit den Grauwalen zusammengetroffen war.«

»Und Constance Carmel wußte das auch.« Justus nickte nachdenklich. »Gute Überlegung, Bob. Und was haben wir somit? Einen entführten Wal, der sich hierher verirrt hatte, und eine Mitarbeiterin bei ›Ocean World‹, die sagt, sie wisse nichts davon. Nur weiß sie offensichtlich doch Bescheid!«

Justus brach ab, denn eine Hupe ertönte. Die drei ??? mußten sich hinter eine Mauer flüchten, als ein weißer Transporter aus dem Parkplatz schoß und die Richtung zur Küstenautobahn einschlug.

Der Wagen fuhr schnell, doch nicht so schnell, daß die Jungen nicht erkannten, wer am Lenkrad saß.

Constance Carmel.

Und noch vor fünf Minuten hatte sie den Jungen erzählt, sie sei in Zeitnot und müsse eine Vorführung leiten. Da mußte wohl ganz plötzlich etwas dazwischengekommen sein.

Aber was?

»Vielleicht hat es mit uns zu tun«, meinte Justus nachdenklich.
»Vielleicht hat ihr das, was wir redeten, Grund zu diesem Blitzstart gegeben.«

Hundert Dollar Belohnung

»Also hat uns Constance Carmel möglicherweise belogen«, sagte Peter. »Nur finde ich, daß das nicht viel beweist.«

Es war am Spätnachmittag. Nach der Fahrt zu ›Ocean World‹ hatte Bob ein paar Stunden Arbeit in der Bibliothek einlegen müssen. Peter hatte zu Hause zu tun, und Justus hatte auf dem Schrottplatz mitgeholfen. Sobald die drei ??? ihre Pflichten getan hatten, waren sie in ihrer Zentrale wieder beisammen.

Peter fuhr fort: »Schließlich ist es mit den meisten Erwachsenen so: Wenn man sie etwas fragt, erwartet man schon gar nicht, daß man die Wahrheit zu hören bekommt . . .«

Er kam nicht zu Ende, denn das Telefon klingelte. Justus nahm ab.

»Hallo«, meldete sich eine Männerstimme über den Lautsprecher, der an das Telefon angeschlossen war. »Ich möchte Mr. Justus Jonas sprechen.«

»Am Apparat.«

»Ich habe erfahren, daß Sie heute früh bei ›Ocean World‹ waren und sich nach einem vermißten Wal erkundigten.«

Der Mann hatte eine eigenartige Sprechweise. Er rollte die Worte gleichsam im Mund umher und zog jeden langen Vokal noch mehr in die Länge.

Er könnte aus Mississippi sein, dachte Bob, oder vielleicht aus Alabama. Er war noch niemandem aus diesen Staaten begegnet, aber der Mann sprach genau wie die Darsteller im Fernsehen, wenn sie Südstaatler spielten.

»Ja, stimmt«, bestätigte Justus. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich weiß auch«, fuhr der Mann fort, »daß Sie so eine Art Privatdetektiv sind.«

»Das sind wir alle drei. Wir sind die . . .« wollte Justus erklären.

»Dann sind Sie vielleicht daran interessiert, einen Fall zu übernehmen. Ich bin bereit, Ihnen hundert Dollar dafür zu bezahlen, wenn Sie den vermißten Wal finden und ins Meer zurückbringen.«

»Hundert Dollar!« Bob glaubte sich verhört zu haben.

»Wollen Sie den Fall übernehmen?«

»Sehr gern«, antwortete Justus. Er griff nach Notizblock und Stift. »Wenn Sie mir nun Namen und Telefon . . .«

»Schon gut«, unterbrach ihn der Mann. »Dann machen Sie sich bitte unverzüglich an die Arbeit, und übermorgen rufe ich wieder an.«

»Aber . . .« setzte Justus noch an. Im Lautsprecher klickte es scharf. Der Anrufer hatte aufgehört.

»Hundert Dollar!« wiederholte Bob. Obwohl die drei ??? schon für zahlreiche Auftraggeber interessante Fälle gelöst hatten, waren ihnen noch niemals hundert Dollar für ihren Einsatz geboten worden.

Justus legte langsam den Hörer auf. Der Anruf beschäftigte ihn offensichtlich.

»Da ruft ein Mann an und bietet uns eine Belohnung an«, sagte er. »Aber seinen Namen will er nicht nennen. Er sagt auch nicht, wie er an unsere Telefonnummer kam. Aber er weiß, daß wir heute früh bei ›Ocean World‹ waren . . .« Er brach ab und zupfte an seiner Lippe.

»He, was ist denn los mit dir?« wunderte sich Peter. »Du wirst dir doch diese Chance nicht entgehen lassen? Hundert Dollar!«

»Natürlich nicht. Ganz abgesehen von dem Geld macht gerade dieser rätselhafte Anruf den Fall zu einer Herausforderung. Die Frage ist nur, wo wir mit Ermittlungen ansetzen sollen.« Justus schwieg einen Augenblick, dann holte er sich das Telefonbuch.

»Constance Carmel«, sagte er. »Sie ist bis jetzt das einzige Verbindungsglied für uns in dieser Sache.«

Er blätterte bis zum Buchstaben C. Drei Teilnehmer namens Carmel waren eingetragen: Carmel, Arturo, Carmel, Benedict und Carmel, Diego, Bootsvermietung. Eine Constance Carmel gab es nicht. Justus begann bei Arturo. Nach dem dritten Klingelzeichen kam eine Durchsage des Fernmeldeamts: »Kein Anschluß unter dieser Nummer.«

Benedict Carmel meldete sich lange Zeit nicht, dann teilte eine höfliche Männerstimme Justus flüsternd mit, Bruder Benedict mache im Kloster zur Zeit Exerzitien, das seien geistliche Übungen. Und selbst wenn er ans Telefon gehen könnte, sei er nicht in der Lage zu sprechen, denn der gute Bruder hatte ein Gelöbniß abgelegt, sechs Monate lang zu schweigen. Folglich kam Benedict im Zusammenhang mit dem Fall nicht in Frage.

Bei Diego Carmel meldete sich überhaupt niemand.

»Immerhin wissen wir, wo wir Constance Carmel erreichen können«, stellte Bob fest. »Jedenfalls sechs Tage in der Woche. Dann ist sie ja bei ›Ocean World‹.«

»Und noch etwas wissen wir«, fügte Justus hinzu. »Nämlich, was sie für einen Wagen fährt – diesen weißen Transporten« Er zog die Brauen zusammen und schloß die Augen halb. So sah er aus wie ein verdrossener, schläfriger Posaunenengel.

»›Ocean World‹ macht um sechs Uhr zu.« Justus erinnerte sich an den Anrufbeantworter, den sie am Tag zuvor abgehört hatten. »Also endet Constances Arbeitszeit vermutlich kurz danach. Ich finde, das ist eine Aufgabe für dich, Peter. Nur ist es für heute schon zu spät. Du mußt morgen hingehen.«

Peter seufzte. Wann immer es etwas zu tun gab, wozu man jemanden mit flinken Beinen brauchte, der sich notfalls schnell aus einer Gefahr absetzen konnte, dann fand Justus gewöhnlich, dies sei eine Aufgabe für Peter Shaw.

Diesmal allerdings war es Peter sogar recht. Dieser Fall hatte für ihn etwas besonders Anziehendes. Es ging weniger um die hundert Dollar. Es ging darum, den kleinen Wal dorthin zu bringen, wohin er gehörte: in die Freiheit, ins Wasser.

Am nächsten Abend um halb sechs ließ Patrick, einer der beiden irischen Brüder, die für Titus Jonas auf dem Schrottplatz arbeiteten, die drei ??? beim Parkplatz von ›Ocean World‹ aussteigen.

Justus und Bob nahmen ihre Fahrräder von der Pritsche des Wagens. »Geht das auch bestimmt gut?« Patrick fuhr sich mit der Hand durch den roten Schopf. »Und wie wollt ihr zurückkommen? Drei Jungen und nur zwei Fahrräder.«

»Peter braucht seines nicht«, versicherte ihm Justus. »Er wird bei einem von uns mitfahren.«

»Na schön.« Patrick zuckte die Achseln und setzte sich wieder hinters Lenkrad. »Wenn ihr mich braucht, dann ruft an.«

Sobald der Lastwagen weggefahren war, machten sich die drei ??? daran, Constance Carmels Transporter aufzuspüren. Er war nicht schwer zu finden. Er war auf einer Parkfläche mit dem Hinweis ›nur für Mitarbeiter‹ abgestellt, und im übrigen gab es nur diesen einen weißen Transporter. Justus und Peter gingen nach hinten, während Bob das Tor im Auge behielt, falls Constance Carmel unerwartet aus dem Gebäude kommen sollte.

Die Jungen hatten Glück. Der offene Laderaum des Transporters war nicht leer. Darin befanden sich mehrere lange Streifen Schaumgummi, unordentlich aufgewickelte Seile und ein großes, zusammengelegtes Stück Zelttuch.

Peter stieg über die hintere Ladeklappe und legte sich auf den Blechboden. Justus packte einige Schaumgummistücke auf ihn und deckte ihn dann mit der Zeltplane zu. In kurzer Zeit würde es dunkel sein, aber auch bei Sonnenschein hätte niemand Peter hier sehen können.

»Bob und ich gehen jetzt lieber«, erklärte Justus. »Wir wollen ja nicht, daß Constance Carmel uns hier herumlungern sieht. Wir werden in der Zentrale auf dich warten. Recht so?«

»Alles klar«, antwortete Peter. »Ich werde euch dort anrufen, sobald ich kann.«

Er hörte Justus aus dem Wagen klettern, dann den Laut seiner

sich entfernenden Schritte, bis es still wurde. Danach hörte er lange Zeit gar nichts, bis auf andere Autos, die starteten und wegfuhr. Fast wäre er eingeknickt. Da plötzlich hörte er ganz in seiner Nähe ein Gluckern. Als feiner Sprühregen tröpfelte Wasser auf das Tuch über ihm und sickerte auf sein Gesicht durch. Salzwasser. Und der Transporter war ja losgefahren! Peter wartete, bis er auf der Straße war, und spähte dann unter dem Tuch hervor. Nur wenige Zentimeter neben seinem Kopf stand nun ein großer Plastikbehälter. Peter konnte hören, wie das Wasser darin schwappte. Als der Transporter ein paar Minuten später vor einer roten Ampel anhalten mußte, konnte Peter noch einen anderen Laut aus dem Behälter hören – ein rasches, leichtes Schlagen gegen die Wand.

Fische, überlegte Peter. Darin mußten lebende Fische sein. Er zog sich wieder unter die Plane zurück.

Einige Minuten lang fuhr der Wagen schnell auf ebener Straße dahin. Das war wohl die Küstenautobahn. Dann wurde die Fahrt langsamer, und es ging bergan. Santa Monica? fragte sich Peter. Er wußte, daß die Ausfahrt zu dieser Stadt ziemlich steil war. Nun folgte so häufiges Anhalten und Abbiegen, daß er jede Orientierung verlor. Aber bei Einbruch der Dunkelheit kam wieder eine Steigung und dazu eine kurvenreiche Strecke, und Peter rechnete sich aus, daß er nun irgendwo in den Bergen um Santa Monica sein mußte.

Schließlich hielt der Transporter an. Peter hörte, wie die hintere Ladeklappe heruntergelassen wurde, dann das Geräusch bloßer Füße, das sich näherte. Er hielt den Atem an. Wieder schwappte Wasser, als der Plastikbehälter angehoben wurde. Dann entfernten sich die tappenden Schritte, und die Ladeklappe wurde wieder angelegt und gesichert.

Peter wartete drei Minuten, bis er es wagte, den Kopf unter der Plane hervorstrecken.

Der Transporter war vor einem großen, stattlichen Ranchhaus geparkt. Über der Haustür war eine Lampe, und einige Betonstufen führten zum Hauseingang hinauf. Vor der ersten

Stufe war ein Briefkasten angebracht. Peter konnte den Namen gerade noch entziffern: SLATER.

Peter wartete noch eine Minute, dann stieg er vorsichtig an der dem Haus abgewandten Seite aus. Er bewegte sich am Wagen vorsichtig nach vorn, damit er über die Motorhaube spähen konnte, ohne daß man ihn selbst sah.

Niemand war in Sicht. Er hatte das in einer so abgelegenen Wohngegend auch gar nicht erwartet. Doch er war wirklich überrascht darüber, daß das Ranchhaus – abgesehen von der Lampe über dem Eingang – völlig dunkel war. Nicht ein einziges Licht schien aus einem Fenster. Wo Constance Carmel auch hingegangen war, es sah nicht so aus, als sei sie jetzt im Haus.

Dann hatte es wohl keinen Sinn, hier den ganzen Abend auf der Lauer zu liegen, fand Peter. Er hatte die Wahl zwischen zwei vernünftigen Dingen: Er konnte zu Fuß zur nächsten Ecke gehen, sich dort den Straßennamen aufschreiben und seinen Freunden die Adresse dieses Slater melden. Oder er konnte ein wenig auf eigene Faust ermitteln und herauszufinden versuchen, wohin Constance Carmel gegangen war und was sie mit einem Plastikbehälter voll lebender Fische vorhatte.

Er hatte fast schon beschlossen, zur Ecke zu gehen und die nächste Telefonzelle zu suchen, als er von irgendwo aus der Nacht eine Frauenstimme rufen hörte.

»Flukey«, rief sie. »Flukey . . . Flukey . . . Flukey!«

Es kam keine Antwort.

Peter war sicher, daß die Stimme nicht aus dem Hausinnern gekommen war. Sie war von irgendwo im Freien zu ihm gedrungen, vielleicht hinter dem Haus.

Zum ersten Mal bemerkte er, daß eine steile, betonierte Auffahrt zu einer Garage führte, die links an das Haus angebaut war. Neben der Garage war ein kleines hölzernes Tor, und dahinter konnte er die Umrisse einer Palme gegen den schwach erhellten Himmel sehen.

Peter ging zu dem Tor. Es war nur mit einem einfachen Riegel versperrt. Er schob ihn zur Seite und schloß ihn wieder, ehe er weiterging.

Er war nun auf einem betonierten Weg, der neben der Garage verlief. Peter duckte sich und bewegte sich langsam und vorsichtig zum Garten hinter dem Haus vor.

»Flukey . . . Flukey . . . Flukey! So ist es gut, Schätzchen . . . Flukey!« Die Frauenstimme war nun viel näher, anscheinend nur wenige Meter entfernt.

Peter blieb kurz entschlossen stehen. Links vor ihm, hinter einem Stück Rasen, stand die Palme, die er von der Straße aus gesehen hatte. Zur Rechten konnte er nichts erblicken. Der Garten, oder was sonst hinter dem Haus lag, war noch immer von der Garagenmauer verdeckt. Er nahm allen Mut zusammen und rannte zu der Palme hin.

Dort angelangt, drückte er sich dicht an den Stamm, holte tief Atem und hielt dann Ausschau.

Hier gab es nur eines zu sehen: ein riesiges Schwimmbecken. Hell erleuchtet von Unterwasserscheinwerfern, erstreckte es sich über die ganze Breite des Hauses.

»Flukey, Flukey, Flukey . . . Gutes Schätzchen, Flukey.«

Constance Carmel stand in ihrem zweiteiligen Badeanzug drüben am anderen Ende des Beckens. Der Plastikbehälter stand neben ihr auf dem betonierten Rand. Peter sah, wie sie in das Behältnis griff, einen lebenden Fisch herausholte, diesen kurz in die Höhe hielt und ihn dann in weitem Bogen auf die Wasserfläche warf.

Schon war etwas Dunkles aus dem Becken aufgetaucht. Es reckte sich hoch und immer höher, bis es mit seiner Länge von mehr als zwei Metern über der Wasserfläche war. In der Luft schien es sekundenlang zu schweben, als flöge es. Das Maul öffnete sich. Mit einer blitzschnellen Drehung des geschmeidigen Körpers fing der Wal den Fisch in der Luft. Noch eine Drehung, und er machte einen eleganten Salto rückwärts, überschlug sich mitten im Flug und tauchte wieder ein.

»Guter Schatz, Flukey. Guter Junge.«

Constance Carmel trug Taucherflossen, und eine Tauchbrille hatte sie sich um den Hals gehängt. Diese schob sie nun über die Augen und tauchte ins Wasser.

Peter war ein recht guter Schwimmer – er gehörte zur Schulsportmannschaft –, aber er hatte noch nie einen Menschen so schwimmen sehen, wie Constance Carmel das konnte. Sie schien Arme oder Beine kaum zu bewegen. Mit der Anmut einer Schwalbe, die durch die Luft segelt, glitt und schnellte sie durchs Wasser.

Gleich darauf war sie in der Mitte des Beckens. Dort traf sie mit dem kleinen Wal zusammen. Peter kam es so vor, als seien die beiden alte Freunde, die einander lange nicht gesehen haben. Der Wal stupste Constance sacht in die Seite. Sie strich ihm über den runden Kopf und streichelte das Maul. Gemeinsam tauchten sie zum Beckengrund hinunter. Sie schwamm neben ihm, einen Arm um ihn gelegt. Sie ritt auf ihm.

Peter machte es solchen Spaß, die beiden bei ihrem Spiel zu beobachten, daß er sich hinter der Palme ins Gras legte und das Kinn in beide Hände stützte. Es war besser als Kino. Er war völlig fasziniert.

Constance Carmel hatte nun ein neues Spiel begonnen. Sie und der Wal waren am Ende des Beckens in Peters Nähe. Sie tätschelte den Kopf des Wals und schwamm dann mit einer raschen, anmutigen Drehung von ihm weg. Der Wal folgte ihr. Sie tätschelte ihn wieder und schüttelte den Kopf. Noch einmal glitt sie von ihm weg. Diesmal blieb der Wal ganz ruhig, wo er war, und wartete.

Constance erreichte das andere Ende des Beckens, zog sich aus dem Wasser und setzte sich auf den Betonrand.

Der kleine Wal wartete noch immer.

»Flukey, Flukey, Flukey«, lockte sie ihn.

Der Wal hob den Kopf aus dem Wasser. Peter sah, wie er aufmerksam zur anderen Seite herüberschaute. Dann war er mit einem einzigen Schwung bei Constance.

»Guter Junge. Guter Flukey.« Sie berührte mit den Fingern sein Maul, griff dann in den Behälter und warf ihm einen Fisch zu, den er wieder geschickt auffing.

»Guter Flukey. Guter Flukey.«

Sie tätschelte ihn wieder und hob dann etwas auf, das hinter ihr im Gras lag. Erst konnte Peter nicht sehen, was das war. Die Unterwasserscheinwerfer erhellten zwar das ganze Becken, ließen aber die Umgebung im Dunkeln.

Der kleine Wal – Flukey, wie Constance ihn nannte – hatte den Körper halb aus dem Wasser gereckt. Er schien auf seiner Schwanzflosse zu stehen. Constance Carmel umfing ihn mit den Armen und hantierte an seinem Rücken. Peter hob den Kopf ein wenig, um besser sehen zu können, was sie da tat.

Sie hatte einen Leinengurt über Flukeys Kopf gestreift, genau hinter den Augen, wo der Hals wäre, wenn Wale einen Hals hätten. Nun zog sie den Gurt fest und drückte die Schließe zu. Sie legte Flukey einen Kragen oder eine Art Geschirr an.

Plötzlich zog Peter den Kopf ein.

Der Riegel an dem kleinen hölzernen Tor hatte geklickt. Nun hörte Peter, wie er wieder geschlossen wurde. Schritte näherten sich. Sie kamen so nahe, daß er vor Furcht, getreten zu werden, erstarrte. Aber die Schritte gingen vorüber und verhallten beim Schwimmbecken.

»Hallo, Constance«, sagte eine Männerstimme.

»Guten Abend, Mr. Slater.«

Peter wagte nicht, den Kopf zu heben, aber er hielt ihn ein wenig schräg, so daß ein Ohr über dem Gras war.

Der Mann stand neben Constance Carmel am anderen Ende des Beckens. Er war nicht sehr groß, mindestens einen Kopf kleiner als sie. Sein Kopf war im Schatten, und Peter konnte die Gesichtszüge kaum erkennen. Aber eines an ihm war unübersehbar. Obwohl der Mann noch jung aussah – etwa Mitte dreißig, schätzte Peter – war er völlig kahlköpfig. Sogar im Dämmerlicht glänzte sein runder Schädel, bleich und glatt und haarlos wie ein Ball.

»Wie kommen Sie voran?« fragte der Mann. »Wann sind Sie soweit, daß wir anfangen können?« Er hatte eine merkwürdige Art zu sprechen. Die Worte kamen so langsam und gedehnt, daß sie Peter an etwas erinnerten.

»Nun hören Sie mal zu, Mr. Slater.« Constance schaute auf den Mann herunter. Peter konnte in ihrer Stimme kalte Wut hören. »Ich sagte zu, Ihnen zu helfen, weil es um meinen Vater geht. Aber das hier mache ich auf meine Art. Und die Zeit bestimme ich. Sobald Sie dazwischenfunken, geht Flukey ins Meer zurück, und dann können Sie sich selbst einen Wal suchen und trainieren.«

Sie hielt einen Augenblick inne und warf Flukey einen Blick zu.

»Ist das klar, Mr. Slater?«

Sie sah wieder auf den Mann herunter, die Hände energisch in die Hüften gestemmt.

»Ist klaaar, guuut«, sagte Mr. Slater.



Komplizierte Angelegenheit, findet ihr nicht? Die tüchtige und energische Constance Carmel trainiert in diesem Schwimmbecken den Wal Flukey, und dadurch will sie Mr. Slater in einer Sache helfen, bei der es um ihren Vater geht. Andererseits ist ein Fremder sehr daran interessiert, daß der Wal schleunigst ins Meer zurückgebracht (also nicht von Menschen »geschult«) wird, was heißen könnte, daß dieser Fremde Slaters und Constances Vorhaben vereiteln will.

Der Verdacht liegt nahe, daß Flukey früher oder später, je nach Trainingserfolg, doch wieder im Meer landen wird. Was er dort ausrichten soll, das dürft ihr euch schon mal vorstellen. Was mag hinter dem Bemühen stecken, die natürlichen Gaben eines intelligenten Wasser-Säugetiers gezielt einzusetzen?

Der Mann mit dem eigenartigen rechten Auge

»Bestimmt?« fragte Justus Jonas. »War es ganz bestimmt die gleiche Stimme, Peter?«

Peter hatte im Laufschrift bergab zwanzig Minuten gebraucht, bis er eine Tankstelle fand, von wo er die Zentrale anrufen konnte. Danach mußte Patrick fast ebensolange fahren, um ihn von Rocky Beach aus zu holen. Nun saßen die drei ??? hinten im Lastwagen, und es ging nach Hause.

Peter hatte den beiden anderen alles berichtet, was passiert war, seit er ›Ocean World‹ verlassen hatte. Er hatte sich zum Ausruhen auf den Rücken gelegt und die Hände unter dem Kopf gefaltet.

»Aber ganz sicher«, sagte er schläfrig. »Natürlich kann ich es nicht beschwören. Aberr es hörte sich genau wie diiiese Stimme aan.«

Justus nickte und zupfte an seiner Unterlippe. Seine Gedanken rasten im Kreis herum. Immer rundherum. Es war ganz sinnlos. Warum sollte ein Mann die drei ??? anrufen und ihnen hundert Dollar anbieten, um einen verlorengegangenen Wal zu finden, wenn sich dieser die ganze Zeit in seinem eigenen Schwimmbecken befand?

Justus äußerte die Frage nicht laut. Er fand, das könne er besser ausknobeln, wenn er einmal darüber geschlafen hatte.

Sie brachten erst Peter nach Hause, dann Bob, und zuletzt fuhr Patrick Justus zum Wohnhaus der Familie Jonas gegenüber dem Schrottplatz zurück. Die drei ??? hatten sich geeinigt, sich am nächsten Morgen in der Zentrale zu treffen, sobald jeder abkömmlich war.

Am nächsten Morgen kam Bob als letzter. Gerade als er weggehen wollte, hatte ihn seine Mutter noch zurückgerufen, damit er ihr beim Geschirrabwaschen half. Er stellte sein Fahrrad in Justus' Freiluftwerkstatt in einer Ecke vorn am Lagerplatz ab. Neben der Werkbank lehnte ein altes Eisengit-

ter wie zufällig gegen eine Wand aus Schrott. Bob schob das Gitter zur Seite. Dahinter verbarg sich der Eingang zu einer weiten Röhre aus Wellblech. Das war Tunnel II. Er verlief unter Stapeln von Schrott und Trödel hindurch, und so kam Bob bald darauf genau unter dem Wohnwagen, der Zentrale der drei ???, heraus.

Bob drückte die Luke über seinem Kopf hoch und stieg ins Büro, wo seine beiden Freunde auf ihn warteten.

Justus saß hinter dem Schreibtisch. Peter rekelte sich in einem alten Schaukelstuhl und hatte die Füße auf eine ausgezogene Schublade des Aktenschrankes gelegt. Erst sagte keiner etwas. B ob setzte sich auf einen Hocker und lehnte sich an die Wand.

Wie üblich eröffnete Justus die Diskussion.

»Wenn man ein Problem zu lösen hat und plötzlich vor einer glatten Wand steht«, sagte er mit der Stimme, die Bob so gut kannte und die sich anhörte, als denke Justus laut, »dann hat man zwei Möglichkeiten. Man kann entweder den Kopf gegen diese Wand schlagen, oder man kann einen Umweg machen und versuchen, außen herumzugehen.«

»Was soll das heißen?« fragte Peter. »Sag das noch mal, aber verständlich.«

»Es geht um Diego Carmel«, erklärte Justus. »Diego Carmel, Bootsvermietung.«

»Na, dann ruf ihn eben an«, schlug Bob vor. »Ich wüßte zwar nicht, was er mit der Sache zu tun haben könnte, aber versuchen kann man es ja mal.«

»Ich versuche ihn seit dem Frühstück zu erreichen«, erklärte Justus. »Es meldet sich niemand.«

»Vielleicht ist er auf einer Angeltour«, meinte Peter. »Es soll bekanntlich vorkommen, daß Leute nicht ans Telefon gehen, weil sie nicht zu Hause sind.«

Justus überhörte Peters Bemerkung. »Zurück zum Thema, was Diego Carmel mit der Sache zu tun hat: Wir wissen, daß irgendwer am Montag Constance Carmel angerufen hat. So

erfuhr sie von dem gestrandeten Grauwal oder Pilotwal oder was das sonst . . .«

»Flukey«, warf Peter ein. »Nennen wir ihn doch auch einfach Flukey.«

»Schön, also Flukey«, ging Justus darauf ein. »Man rief sie nicht bei ›Ocean World‹ an, weil sie nicht dort war. Und man rief sie nicht unter Arturo Carmels Nummer an, weil es diesen Anschluß nicht mehr gibt.«

»Und man rief nicht unter der Nummer des Klosters an«, trug Bob hilfreich bei.

»Also bleibt nur der dritte und letzte Carmel im Telefonverzeichnis. Diego Carmel, der in San Pedro wohnt und eine Bootsvermietung betreibt. Es ist ja möglich, daß er mit Constance verwandt ist und daß sie dort angerufen wurde.«

»Und Constance Carmel sagte diesem Slater, sie helfe ihm wegen ihres Vaters, stimmt's?« brachte Bob vor.

»Ja, genau«, bestätigte Peter. »Vielleicht ist Diego ihr Vater. Vielleicht auch nicht. Aber ich begreife immer noch nicht, was er mit alledem zu tun haben soll.«

»Das meinte ich doch mit der glatten Wand«, erklärte Justus.

»Constance Carmel und Slater geben uns keine Auskunft. Zumindest sie sagt nicht die Wahrheit, und Slater vielleicht auch nicht. Nun gut, wenn wir von ihnen nichts erfahren können, dann können wir vielleicht statt dessen etwas *über* sie erfahren. Das heißt, daß wir nach San Pedro fahren und mit Diego Carmel reden – unter der Voraussetzung, daß er irgendwie dazugehört.«

»Und wenn er nun mit seinem Fischerboot unterwegs ist?« fragte Peter.

»Dann unterhalten wir uns mit seinen Nachbarn und den anderen Fischern. Wir werden herausfinden, was sie über Constance wissen und ob Diego zufällig einen Freund namens Slater hat und ob die beiden wohl die Männer sein können, die wir am Montag in diesem Boot sahen, als wir Flukey retteten.«

»Gut.« Peter stand auf. »Die Aussicht auf Erfolg ist nicht überwältigend, aber ich finde, es ist einen Versuch wert. Also auf nach San Pedro. Aber wie kommen wir hin? Es sind fast fünfzig Kilometer. Bestellen wir Morton?«

Peter meinte den guten Freund der drei ???, der bei einer Autovermietung arbeitete und die Jungen gern in einem Wagen mitnahm, wenn es sich machen ließ. Aber Justus meldete, Morton sei im Urlaub.

»Was nun?« fragte Peter. »Patrick und Kenneth sind ja um diese Tageszeit voll ausgelastet und können uns nicht . . .«

»Pancho«, sagte Justus. Er sah auf die Uhr. »Der ist im Handumdrehen hier.«

Pancho war ein junger Mexikaner, dem die drei ??? aus der Patsche geholfen hatten, als die Polizei ihn verdächtigte, aus der Werkstatt, in der er damals arbeitete, Ersatzteile gestohlen zu haben.

Pancho hatte einen Autofimmel. Zur Zeit schlug er sich durch, indem er Schrottautos kaufte und sie ausschlachtete. Er nahm beispielsweise den Motor aus einem Fahrzeug, die Karosserie eines anderen und die Räder eines dritten, und dann setzte er das alles zusammen. Die Autos, die er auf diese Art zusammenbastelte, sahen aus wie aus dem Veteranenmuseum. Aber Pancho war ein so guter Mechaniker, und seine hausgemachten Wagen liefen so flott, daß Studenten sogar aus Santa Barbara oder Berkeley zu ihm kamen, um ihm ein Auto abzukaufen.

Er war den drei ??? dafür dankbar, daß sie seine Unschuld bewiesen hatten. Wenn sie nicht gewesen wären, dann säße er heute im Gefängnis. So fuhr er sie immer gern zu einem ihrer Ziele, wenn sie ihn darum baten.

Die drei ??? warteten im Hof auf Pancho. Nach ein paar Minuten kam er in seinem neuesten Ford-Chevrolet-VW angefahren. Es war ein noch grotesker anzuschauendes Gebilde als seine sonstigen Schöpfungen. Die Hinterräder waren viel größer als die Vorderräder, so daß das ganze Auto

sich schräg nach vorn neigte. Es erinnerte Peter an einen angriffslustigen Stier mit gesenktem Kopf.

Der Wagen war allerdings auch so stark wie ein Kampfstier. Sobald sie auf der Autobahn nach San Pedro waren, gab Pancho ordentlich Gas, und im Hundertkilometer-Tempo ging es so glatt voran, als habe das Gefährt noch jede Menge Reserven.

Bald fand Pancho die St. Peter's Street, die Straße, in der Diego Carmel laut Telefonbuch wohnte. Pancho ließ die Jungen dort aussteigen. Er wollte sich in der Umgebung verschiedene Gebrauchtwagen ansehen, und sie verabredeten die Abholung für drei Uhr.

St. Peter's Street war in der Nähe des Hafens. Die Häuser waren zumeist alte, heruntergekommene Holzbauten und Geschäfte, die Angelzubehör und Köder oder Süßwaren und Lebensmittel verkauften. Diego Carmels Haus stand mitten dazwischen. Es war besser in Schuß als die meisten anderen, ein dreigeschossiges Haus mit einem Büro im Erdgeschoß. BOOTSVERMIETUNG war auf eine Fensterscheibe des Büros gemalt. Durchs Fenster konnte Justus einen Schreibtisch mit einem Telefon, ein paar Holzstühle und an einem Garderobenständer eine Reihe Taucheranzüge und anderes Tauchzubehör sehen.

Die Jungen gingen gerade auf die Eingangstür zum Büro zu, als diese sich öffnete und ein Mann heraustrat, der die Tür hinter sich abschloß. Er sah Justus leicht verwundert an und steckte rasch den Schlüssel ein. »Was möchtet ihr, bitte?« fragte er.

Er war sehr groß und hager, mit schmalen, hängenden Schultern und einem zerfurchten, angespannten Gesicht, und er hatte einen abgetragenen blauen Anzug mit weißem Hemd und dunkler Krawatte an.

Justus hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, aus Kleidung und äußerer Erscheinung der Leute möglichst genaue Schlüsse zu ziehen. Wenn ihn nun jemand gefragt hätte, was

dieser Mann von Beruf war, so hätte er auf einen Buchhalter oder auf einen Angestellten in einem kleinen Fachgeschäft getippt – oder auch auf einen Uhrmacher, ging es Justus durch den Kopf, während er sich das rechte Auge des Mannes ansah.

Unter diesem Auge, jedoch nicht unter dem linken, war eine eigenartige Hautfalte. Sie sah fast wie eine Narbe aus. Entweder trug der Mann häufig ein Monokel, vermutete Justus, oder – was eher wahrscheinlich war – er brachte täglich viele Stunden mit einer Beschäftigung zu, für die er eine Juwelierlupe vor ein Auge klemmen mußte.

»Wir möchten zu Mr. Diego Carmel«, erklärte der Erste Detektiv höflich.

»Aha.«

»Sie sind Mr. Carmel?«

»Kapitän Carmel. Ja.«

Der Mann wandte sich im Türrahmen halb um. Justus konnte hören, daß im Büro hinter ihm das Telefon klingelte. Erst sah es so aus, als wolle Kapitän Carmel die Tür nochmals öffnen und hingehen, doch dann hob er die schmalen Schultern, und das sah ganz entmutigt aus.

»Was soll's?« meinte er »Vorige Woche habe ich mein Boot verloren. Bei dem schweren Unwetter. Nun rufen Leute an, die es für eine Angeltour mieten wollen, und ich habe kein Boot.«

»Oh, das ist schlimm für Sie«, sagte Bob. »Das wußten wir nicht.«

»Wollt ihr drei etwa auch angeln?«

Kapitän Carmel sprach fehlerfreies Englisch. Man konnte nicht behaupten, er habe einen Akzent wie ein Ausländer. Aber irgend etwas in der Art, wie er die Worte wählte und aussprach, deutete darauf hin, daß Englisch nicht seine Muttersprache war.

Vielleicht stammt er aus Mexiko, dachte Bob, und hatte mittlerweile sehr lange in den Vereinigten Staaten gelebt.

»Nein. Nein, wir wollten Sie sprechen, Kapitän Carmel«, sagte Justus. »Wir haben von Ihrer Tochter eine Nachricht für Sie.«

»Von meiner Tochter?« Er wirkte ein wenig überrascht. »Ah, ihr meint Constance?«

»Ja.« Justus versuchte, seine Genugtuung zu verbergen. Seine Ahnung hatte ihn nicht getrogen. Kapitän Carmel war also Constance Carmels Vater.



Das dürfte Justus durchaus richtig geahnt haben: Kapitän Carmel muß Constances Vater sein. Aber ist dieser Buchhalter- oder Juwelier-Typ (ihr erinnert euch: Justus' allererste Ahnung) wirklich Diego Carmel? Wir werden sehen.

»Und worum geht es?«

»Ach, es ist nicht besonders wichtig. Wir trafen sie heute früh bei ›Ocean World‹, und da bat sie uns, Ihnen auszurichten, daß sie heute abend vielleicht länger arbeiten wird.«

»Aha.« Der Mann sah, Justus an, dann B ob und dann Peter. »Und ihr?« fragte er. »Seid ihr vielleicht zufällig die drei Detektive?«

Peter nickte. Er fragte sich, wie Kapitän Carmel das herausbekommen hatte. Dann fiel ihm ein, daß Justus Constance eine der Geschäftskarten der drei ??? gegeben hatte. Also hatte sie wohl ihrem Vater von ihnen erzählt. Und die drei Jungen – besonders Justus mit seinem runden Gesicht und seiner gut gepolsterten Figur – ließen sich ja leicht beschreiben. »Es freut mich sehr, euch kennenzulernen.« Kapitän Carmel streckte den Jungen die Hand hin und begrüßte jeden von ihnen. Er lächelte. »Na, was meint ihr, wollen wir uns zusammen ein paar Hamburger genehmigen? Hier in der Straße ist ein Schnellimbüß.«

Peter dankte für die Einladung. Es kam äußerst selten vor, daß Peter Shaw keine Lust auf einen Hamburger hatte.

Sie gingen zusammen in das Lokal und wählten einen Tisch. Die Hamburger waren ausgezeichnet. Während die Jungen aßen, erzählte ihnen Kapitän Carmel von dem Unwetter und dem Verlust seines Bootes.

Er hatte einen Mann namens Oscar Slater von einem Angelausflug nach Baja California zurückgebracht. Ganz unverhofft gerieten sie in einen schweren Sturm, als sie noch ein gutes Stück vor der Küste waren. Er tat alles, was er konnte, um noch in den Hafen einzulaufen, aber die See war zu rauh. Das Boot lief voll und sank. Er und Oscar Slater hatten Glück gehabt, mit heiler Haut alles zu überstehen. Sie waren in ihren Rettungswesten stundenlang im Wasser getrieben, bis ein Kutter von der Küstenwache sie aufnahm.

Peter und Bob nahmen regen Anteil an dem Bericht. Bob wollte gerade fragen, ob das Boot versichert war, aber Justus unterbrach ihn.

»Ihre Tochter ist ja eine hervorragende Schwimmerin, Kapitän Carmel«, sagte er. »Wie sie diese Wale trainiert, das ist schon großartig.«

»Hm. Ach ja, bei ›Ocean World‹.«

»Macht sie das schon lange?« wollte Bob wissen. Er hatte gemerkt, daß Justus die Sprache auf Constance bringen wollte.

»Seit einigen Jahren.«

»Das ist ja eine weite Reise jeden Tag, wenn sie zu ›Ocean World‹ fährt«, meinte Justus. »Die ganze Strecke von hier aus und wieder zurück.«

»Von hier aus?«

»Entschuldigung. Ich dachte eben . . . Wohnt denn Constance nicht bei Ihnen in San Pedro?« forschte Justus.

Kapitän Carmel nickte geistesabwesend. Er schien etwas anderes im Kopf zu haben. Er trank seinen Kaffee aus.

»Im übrigen . . .« sagte er langsam, mit einer eigenartigen

Betonung, als wolle er ganz sichergehen, daß die drei ??? jedes Wort, das er sagte, hörten und behielten. »Zufällig hat Mr. Slater ebenfalls großes Interesse am Trainieren von Walen. Sehr großes Interesse. Er hat ein Haus in den Bergen oberhalb von Santa Monica.« Er gab den Jungen Slaters Adresse, die sie schon kannten. »Und dort beim Haus hat er ein Schwimmbecken. Ein sehr großes Schwimmbecken.«

Dann sagte er nichts mehr, bis sie wieder auf der Straße standen. Er reichte den Jungen zum Abschied die Hand und sagte, er hoffe, sie bald einmal wiederzusehen.

Die drei Jungen bedankten sich für die Hamburger und sagten, das hofften sie auch. Justus runzelte die Stirn und zupfte an seiner Lippe, als er den großen, hageren Mann beim Weggehen beobachtete.

»Sympathischer Bursche«, meinte Peter. »Schlimm, die Sache mit seinem Boot.«

»Hmmm . . .« Justus schien gar nicht zuzuhören. Er bearbeitete noch immer seine Unterlippe, als Pancho ein paar Minuten später die Jungen abholte und mit ihnen nach Rocky Beach zurückfuhr.

»Verplempert ihr nicht eure Zeit?« fragte Pancho mitfühlend, als er auf die Autobahn fuhr.

»Unsere Zeit verplempern? Wie meinst du das?« hielt Bob dagegen. Er saß mit Peter auf dem Rücksitz. Sie kamen sich dabei vor wie im Obergeschoß eines Busses, so viel tiefer saßen Pancho und Justus vorn.

»Kapitän Carmel ist ja nicht anzutreffen.«

»Aber klar haben wir ihn angetroffen«, entgegnete Peter. »Er hat jedem von uns einen Hamburger spendiert.«

»Wie bitte?« Pancho drehte sich halb um, konzentrierte sich dann jedoch wieder auf die Fahrbahn. »Ihr könnt ihm unmöglich begegnet sein. Ich bin mit ein paar mexikanischen Freunden ins Gespräch gekommen, bei einem Gebrauchtwagenhändler. Sie berichteten mir von dem armen Kapitän Carmel. Wie sein Boot gesunken ist.«

»Ja, eben«, bestätigte Bob. »Das hat er uns ja selbst erzählt.«
»Irgendwer hat euch das erzählt. Aber niemals Kapitän Carmel.«
»Wieso denn nicht?« Zum ersten Mal, seit sie sich von dem Kapitän verabschiedet hatten, meldete sich Justus wieder zu Wort. Er sah Pancho fragend an, als wisse er schon im voraus, was er zur Antwort bekommen werde.
»Weil Kapitän Carmel im Krankenhaus ist«, erklärte Pancho.
»Sehr krank. Er hat Lungenentzündung, nach dem langen Aufenthalt im Wasser. Er liegt auf der Intensivstation.«
Er zuckte mitfühlend die Achseln.
»Der arme Kapitän Diego Carmel. Er kann noch nicht einmal sprechen.«

Nägel mit Köpfen

»Wenn er nicht Kapitän Carmel ist«, meinte Peter, »warum hat er sich dann für ihn ausgegeben?«
Die drei ??? waren wieder in ihrer Zentrale und saßen im Büro beisammen.
»Und wer ist er in Wirklichkeit?« fragte Bob.
Justus antwortete nicht. Er lehnte sich in dem Drehstuhl hinter dem Schreibtisch zurück, und sein rundes Gesicht war von der gedanklichen Anspannung in tiefe Falten gelegt.
»Es fällt mir schwer, es zu sagen«, gab er nach einem Augenblick zu. »Aber ich bin ein Idiot, ein Vollidiot, ein leichtgläubiger, dummer Blödmann.«
Bob hätte gern den Grund für diese plötzliche Selbstbezeichnung gewußt, aber es fiel ihm keine Frage ein, die nicht so klingen würde, als bestätigte sie dies. Also wartete er ab, bis Justus selbst mit der Erläuterung herausrückte.
»Ich hörte nicht auf meine innere Stimme«, redete Justus weiter. »Ich glaubte ja nicht, was ich mit eigenen Augen sah. Als ich mir diesen Mann anschaute, der uns vor Kapitän Carmels

Büro begegnete, war ich sicher, daß er nicht der Kapitän eines Charterboots sein konnte. Seine Kleidung paßte einfach nicht dazu. Er hatte auch nicht den Körperbau oder die Hände eines Bootsführers. Und ist euch sein rechtes Auge aufgefallen?«

»Du meinst, diese scharfe Falte darunter?« fragte Bob. »Ja, die habe ich auch bemerkt. Ich dachte erst . . . Erinnerst du dich an diesen Engländer, den wir voriges Jahr kennenlernten?«

Justus nickte. »Der mit dem Monokel. Daran dachte ich zuallererst auch. Dann dachte ich, er könnte ein Juwelier oder Uhrmacher sein. Und als er dann so freundlich war und uns zu einem Hamburger einlud, da dachte ich darüber einfach nicht mehr nach. Ich saß da wie vernagelt und hörte ihn reden . . .«

Das Blut stieg ihm in die Wangen bei der für ihn beschämenden Erinnerung.

»Und ich glaubte ihm. Das alles ging mir glatt runter. Ich . . .«

»So ging es doch uns allen.« Bob ertrug es nicht mehr, wie Justus sich selbst anklagte. Also schön, sie waren getäuscht worden. Aber dank Pancho wußten sie jetzt wenigstens Bescheid. Und nun galt es eben, neu anzufangen. »Es geht nicht darum, daß uns dieser Bursche angelogen hat. Sondern . . .«

»Sondern was?« drängte Peter.

»Es geht darum, daß vieles, was er sagte, tatsächlich stimmte. Er erzählte uns, Kapitän Carmel habe sein Boot bei einem Unwetter verloren. Und daß das wahr ist, wissen wir von Panchos mexikanischen Freunden. Außerdem nannte er uns Oscar Slaters Adresse. Seine richtige Adresse. Und schließlich . . .«

Bob verfügte nicht über Justus' detektivische Fähigkeiten, aber er hatte ein gutes Gedächtnis. »Schließlich sagte er, Mr. Slater sei sehr daran interessiert, Wale zu trainieren, und er habe ein Haus mit einem großen Schwimmbecken.«

»Und das alles stimmt ja auch«, bestätigte Peter.

»Merkwürdig ist nur, wie er uns das erzählte«, wandte Justus ein. »Er betonte es richtig auffällig. Er wollte uns das aus drücklich mitteilen. Aber das erklärt immer noch nicht warum er sich als Constances Vater ausgab, es sei denn . . .« Er schwieg eine Minute und überlegte angestrengt. Er erinnerte sich an die Art, wie der Mann aus dem Büro getreten war und die Tür hinter sich geschlossen hatte, und an seiner überraschten, ja erschrockenen Blick, als er die Jungen vor sich sah.

»Es sei denn, er schnüffelte gerade in Kapitän Carmels Büro herum«, fuhr Justus fort. »Vielleicht hat er auch das ganze Haus durchsucht.«

»Aber wozu?« fragte Bob. »Ich glaube nicht, daß der Bursche ein gewöhnlicher Dieb war. Was meint ihr, wonach suchte der wohl?«

»Informationen«, sagte Justus. »Vielleicht war er aus demselben Grund wie auch wir nach San Pedro gekommen: Um zu sehen, was es über Constance und Kapitän Carmel herauszufinden gibt. Und dann, als er herauskam und sich von uns beobachtet sah, da sagte er das erstbeste, was ihm einfiel, um seine Anwesenheit zu erklären. Er behauptete, er sei Kapitän Carmel.«

Der Erste Detektiv stand auf. »Gut«, sagte er. »Also starten wir.«

Peter nahm die Füße von der Schublade und stand auch auf.

»Wir werden uns doch nicht den ganzen Weg bis zu Slaters Haus mit dem Rad abstrampeln?« erkundigte er sich besorgt.

»Wenn du das nämlich vorhast, wäre ich dafür, ein wenig Verpflegung mitzunehmen. Ein paar Sandwiches von Tante Mathilda. Am liebsten wäre mir Schinken und Schweizer Käse auf Roggenbrot . . .«

»Nein.« Justus hob schon die Luke an, die in Tunnel II hinunterführte. »Wir werden nicht zu Slater fahren, sondern nochmals zu ›Ocean World‹, und wir werden uns mit Constance Carmel unterhalten.«

Er hielt noch kurz inne, ehe er in den Tunnel hinabstieg. »Jetzt machen wir nämlich Nägel mit Köpfen«, beschloß der Erste Detektiv.

Die drei ??? hatten noch viel Zeit, um zu ›Ocean World‹ zu radeln, ehe geschlossen wurde. Sie warteten neben dem weißen Transporter auf dem Parkplatz, bis sie Constance Carmel aus der Tür kommen sahen.

Es war ein kühler Abend. Sie trug einen zusammengefalteten Frottee-Bademantel über dem Arm, aber abgesehen davon schien ihr die Kälte überhaupt nichts anzuhaben. Sie hatte wie üblich ihren Badeanzug an und trug Sandalen.

»Hallo.« Sie blieb stehen, als sie die drei Jungen sah. »Sucht ihr etwa mich?«

»Miß Carmel.« Justus trat vor. »Ich weiß, daß es spät ist und daß Sie wahrscheinlich müde sind. Aber ich frage mich, ob Sie wohl ein paar Minuten Zeit für uns haben?«

»Ich bin nicht müde.« Sie sah auf Justus herunter, als er vor ihr stand. Sie war fast einen Kopf größer als er. »Aber ich habe heute noch viel zu tun. Ich mache euch einen Vorschlag: Kommt morgen noch einmal her.«

»Wir möchten lieber jetzt mit Ihnen reden.« Der Erste Detektiv reckte sich zu seiner vollen Größe – einsfünfundsechzig – auf.

»Es geht um . . .«

»Morgen«, wiederholte sie. »Sagen wir, gegen Mittag.« Sie machte einen Schritt vorwärts, als erwarte sie, daß Justus ihr den Weg freigab.

Der Erste Detektiv wich und wankte nicht. Er holte tief Atem und sagte ein einziges Wort, laut und klar.

»Flukey.«

Constance Carmel hielt inne. Sie stemmte die Hände in die Hüften und sah nun recht bedrohlich auf Justus herunter.

»Warum seid ihr hinter Flukey her?« fragte sie.

»Wir sind nicht hinter ihm her.« Justus versuchte zu lächeln.

»Wir sind sehr froh darüber, daß er in Mr. Slaters Schwimmbecken in Sicherheit ist. Und wir wissen, daß Sie sich gut um

ihn kümmern. Aber es gibt da noch ein paar Dinge, über die wir mit Ihnen reden wollen.«

»Wir wollen Ihnen helfen, Miß Carmel«, setzte Bob höflich hinzu. »Wirklich, nur darum geht es uns.«

»Ja, aber wie denn?« Constance Carmel bedachte auch ihn mit ihrem strengen, herausfordernden Blick. »Wie meint ihr das – mir helfen?«

»Wir glauben, daß Ihnen jemand nachspioniert«, erklärte Peter. »Wir sahen heute einen Mann aus Kapitän Carmels Büro kommen, und als er uns sah, da gab er vor, Ihr Vater zu sein.«

»Und das konnte doch nicht stimmen«, warf Justus ein. »Denn Ihr Vater verlor letzte Woche sein Boot bei einem Sturm und liegt jetzt im Krankenhaus.«

Constance Carmel zögerte. Sie schien das alles zu überdenken und einen Entschluß zu fassen. Dann lächelte sie.

»Na schön«, sagte sie. »Ihr seid wirklich Detektive, nicht wahr?«

»So wie es auf unserer Karte steht.« Peter lächelte zurück.

»Gut.« Constance Carmel holte ihren Autoschlüssel aus der Tasche ihres Bademantels. »Fahren wir zusammen los. Dabei können wir uns unterhalten.«

»Vielen Dank, Miß Carmel«, erwiderte Justus. »Das ist sehr nett von Ihnen.«

»Constance«, schlug sie vor. Sie schloß den Wagen auf. »Nenn mich einfach Constance, und ich werde dich Justus nennen.« Sie sah Peter an. »Und du bist Bob?«

»Peter.«

»Ich bin Bob«, erklärte Bob.

»Justus und Peter und Bob, Alles klar.« Constance lächelte die drei der Reihe nach an. »Gut, fahren wir los.«

Vorn im Wagen war nur Platz für drei. »Ich steige hinten ein«, erbot sich Peter. »Und du berichtest mir hinterher alles, Justus.«

Justus setzte – sich neben Constance, Bob schloß sich an. Sie

war schweigsam und nachdenklich, als sie auf die Küstenstraße fuhren.

»Dieser Mann, den ihr vor dem Büro meines Vaters gesehen habt«, äußerte sie, als sie an einer roten Ampel anhalten mußte, »wie sah der denn aus?«

Justus beschrieb den großen, hageren Mann mit der Falte unter dem Auge. Er berichtete Constance alles, was der Mann zu ihnen gesagt hatte.

Constance schüttelte den Kopf. »Kommt mir überhaupt nicht bekannt vor«, sagte sie. »Vielleicht ein Bekannter von Papa Oder . . .« Sie hielt inne. »Oder jemand, der ihm schaden will.«

Die Ampel schaltete auf grün. Constance fuhr weiter. »Gut«, meinte sie. »Und was soll ich euch nun erzählen?«

»Fangen wir am besten ganz vorn an«, schlug Justus vor. »Am Montag früh, als Mr. Slater Sie in San Pedro anrief und Ihnen von dem gestrandeten Wal erzählte, den er von seinem Boot aus mit dem Fernrohr erspäht hatte.«

Die verlorene Fracht

»Ich war gerade von einem Besuch bei meinem Vater in der Klinik gekommen«, sagte Constance. »In seinem Büro klingelte das Telefon, und ich nahm ab. Es war Oscar Slater. Er stammt aus den Südstaaten, ich glaube aus Alabama. Ich war ihm zwei- oder dreimal begegnet, denn Papa hatte ihn öfter zum Angeln gefahren, ehe er nun sein Boot verlor. Slater sagte, er habe am Ufer einen gestrandeten Wal entdeckt.«

Sie berichtete weiter, wie sie bei der Rettung des Wals geholfen hatte. Erst wandte sie sich an zwei mexikanische Freunde, die einen Lastwagen mit Abschleppvorrichtung hatten. Sie befestigten eine starke Segeltuchschlinge am Kran und fuhren zur Bucht hinaus, wo Oscar Slater auf sie wartete.

Als sie den Wal auf den Lastwagen gehievt hatten, packte

Constance nasse Schaumgummipolster rings um ihn, und dann fuhren sie zu Slaters Haus und ließen das Tier im Schwimmbecken frei. Die Mexikaner fuhren wieder weg, und Constance schwamm mit Flukey – so hatte sie ihn getauft – im Wasserbecken herum, freundete sich mit ihm an und ließ ihn mit der neuen Umgebung vertraut werden.

Oscar Slater fuhr weg, um bei einem Fischhändler lebende Fische zu kaufen, und alles ging gut, bis er zurückkam. Flukey ließ bereits erkennen, daß ihm Constances Betreuung behagte, und wirkte ganz zufrieden.

»Natürlich sind alle Wale intelligent«, erklärte Constance, als sie in die Ausfahrt nach Santa Monica einbog. »Intelligenter als Menschen in mancher Beziehung, denn sie haben ein größeres Gehirn. Aber daß es sich bei Flukey um etwas Besonderes handelt, konnte ich gleich sehen. Ich arbeite seit Jahren mit allen Arten von Walen, aber Flukey ist der gelehrigste Schüler, den ich je hatte. Er ist erst etwa zwei Jahre alt, das wären auf menschliche Verhältnisse bezogen etwa fünf Jahre. Die meisten Wale sind mit sechs oder sieben Jahren erwachsen. Aber Flukey ist viel klüger als jedes zehnjährige Kind, das ich kenne.«

Dann nahm Constance ihren Bericht über den ersten Tag bei Oscar Slaters Haus wieder auf. Sie hatte Flukey die Fische gefüttert, die Slater mitgebracht hatte. Dann beschloß sie, nach San Pedro zurückzufahren und in der Klinik nach ihrem Vater zu fragen. Sie hat Slater, sie mit dem Auto hinzubringen. Er stand am Schwimmbecken, und die Sonne schien auf seine blanke Glatze, und er sah sie berechnend an.

»Ich werde morgen von ›Ocean World‹ aus ein paar Leute herschicken«, erklärte sie ihm. »Wahrscheinlich werden sie Flukey wieder ins Meer bringen, vielleicht behalten sie ihn auch einen oder zwei Tage dort. Jedenfalls wird er es dann gut haben.«

Sie wandte sich ab und wollte gehen. Oscar Slater hielt sie zurück.

»Noch einen Augenblick, Constance. Ich glaube, da gibt es etwas, das Sie wissen sollten. Etwas über Ihren Vater.«

Sie hatte Oscar Slater eigentlich nie richtig gemocht. Bis jetzt hatte sie sich auch kaum mit ihm befaßt. Nun erkannte sie, daß sie ihn zum ersten Mal richtig sah. Und sie machte sich klar, daß er ihr denkbar unsympathisch war.

»Was gibt es über meinen Vater zu sagen?« fragte sie.

»Er ist ein professioneller Schmuggler. Er hat seit Jahren Kassettenrecorder und Taschenradios und sonstige Elektrogeräte nach Mexiko gebracht und dort für den drei- oder vierfachen Preis, den er hier bezahlte, verkauft.«

Constance blieb gelassen. Sie wollte nicht glauben, was Slater da berichtete. Aber sie hatte tatsächlich ab und zu von ihrem Vater eine unvorsichtige Bemerkung gehört. Und natürlich liebte sie ihn, und er war ihr ein wunderbarer Vater gewesen. Er hatte bestens für sie gesorgt, seit ihre Mutter gestorben war. Andererseits konnte man nicht behaupten, daß er stets ein mustergültiger Bürger war.

»Bei der letzten Fahrt hatte er eine besonders große Ladung bei sich«, fuhr Slater fort. »Meist Taschenrechner, die sich in Mexiko sehr gut verkaufen lassen. Und als das Boot sank, ging diese Ladung mit unter.«

Constance wartete, bis Slater zur Hauptsache kam.

»In dem Wrack muß Ware im Wert von etwa zwanzigtausend oder dreißigtausend Dollar sein«, erklärte Slater. »Und die Hälfte des Geldes gehört mir. Ihr alter Herr und ich waren Partner bei diesem Geschäft. Nun liegen die Rechner da unten, geschützt in einem wasserdichten Behälter. Und ich möchte mein investiertes Kapital nicht verlieren. Ich werde das Wrack bergen und das Zeug herausholen. Und Sie werden mir dabei helfen.«

Seine langsame Sprechweise hörte sich drohend an.

»Sie und dieser Wal, Flukey, oder wie Sie ihn sonst nennen, Sie werden mir doch helfen, nicht wahr, Constance?«

Sie überlegte sorgfältig, ehe sie Slater antwortete.

Sie war sicher, daß ihr Vater aus der Sicht der Justiz nichts Ungesetzliches getan hatte. Es gab kein Gesetz, das verbot, Taschenrechner oder Kassettenrecorder ins Ausland zu bringen, wenn man sie ordnungsgemäß bezahlt hatte. Wenn Slater versuchte, sie zu erpressen, indem er ihr androhte, er werde ihrem Vater Schwierigkeiten mit der Polizei machen, dann vergeudete er nur seine Zeit. Und die mexikanischen Behörden hatten auch keine Handhabe, solange ihr Vater nicht auf frischer Tat beim Schmuggel nach Mexiko ertappt wurde.

Das Problem war allerdings, daß ihr Vater in seiner unbekümmerten Art die Versicherung seines Bootes hatte auslaufen lassen. Er hatte auch keine Krankenversicherung, und die Intensivbehandlung in der Klinik kostete jeden Tag mehrere hundert Dollar. Wenn sie Slater half, die Taschenrechner aus dem Bootswrack zu bergen, stand ihrem Vater das Anrecht auf seinen Anteil zu. Und mit zehntausend Dollar ließen sich einige Krankenhausrechnungen bezahlen.

Und sie würde ja nichts Illegales tun. Sie mochte Slater nicht, und diese Abneigung wurde immer stärker, je länger sie ihn vor sich hatte. Aber was wäre Schlimmes dabei, wenn sie für ihn diesen Bergungsauftrag übernahm?

»Also gab ich ihm meine Zusage«, schloß Constance, als sie in das Hügelland einfuhr. »Und nun versuche ich, Flukey beizubringen, wie er das Bootswrack für uns suchen kann.«

Justus hatte kein Wort mehr gesagt, seit der Wagen auf die Autobahn eingebogen war. Nun schwieg er nochmals eine Minute lang.

»Also dafür sind die Gurtbänder vorgesehen«, sagte er nachdenklich. »Diese Gurte, die Sie an Flukeys Kopf befestigten. Sie werden daran eine Fernsehkamera montieren. Ein Wal kann ja viel tiefer tauchen und viel schneller schwimmen als ein Taucher. Daher kann Flukey in viel kürzerer Zeit eine viel größere Fläche am Meeresboden überschwimmen, und die Möglichkeit erhöht sich beträchtlich, daß die Kamera an seinem Kopf das Boot Ihres Vaters auf dem Meeresgrund ortet.«

Constance lächelte. »Du bist klug«, sagte sie. »Sehr klug sogar, jedenfalls für ein menschliches Wesen.«

Justus lächelte zurück. »So intelligent wie ein Wal kann eben nicht jeder sein«, äußerte er

»Schön.« Constance blickte ihn auf ihre offene, freundliche Art an. »Und nun laßt mal eure Geschichte hören. Warum seid ihr so interessiert an Flukey? Was ermittelt ihr da?«

Justus dachte an den anonymen Anrufer, der ihnen hundert Dollar Belohnung versprochen hatte. Er wollte Constance gegenüber ebenso aufrichtig sein, wie sie gewesen war, und er fand, daß er keinen Vertrauensbruch beging, wenn er ihr die Wahrheit sagte.

»Wir haben einen Auftraggeber«, erklärte er. »Ich kann – Ihnen seinen Namen nicht nennen, weil ich ihn selbst nicht kenne. Aber er hat uns als Detektive beauftragt und uns ein ziemlich hohes Honorar zugesagt, wenn wir den verschwundenen Wal finden und wieder ins Meer bringen.«

»Wieder ins Meer bringen?« fragte Constance. »Wieso das? Und wozu das?«

»Ich weiß es nicht«, gab Justus zu. »Oder besser, ich weiß es noch nicht.«

»Na, die halbe Arbeit ist ja schon getan, nicht wahr? Ihr habt doch Flukey gefunden.« Constance hielt vor dem eindrucksvollen Ranchhaus, das Oscar Slater gehörte. »Warum helft ihr mir dann nicht, die Aufgabe zu Ende zu bringen?«

»Klar, machen wir«, antwortete Bob. »Wie können wir helfen?«

»Habt ihr irgendwelche Erfahrung im Tauchen?«

Das hatten die drei ????. Justus erklärte, Peter könne es am besten, aber sie hatten immerhin alle einen Tauchkurs mitgemacht und zum Abschluß beim Kursleiter eine Prüfung abgelegt.

»Großartig«, lobte Constance. »Dann wollen wir zusammenarbeiten. Ich werde Flukey ins Meer zurückbringen, sobald ich kann. Sobald ich einigermaßen sicher bin, daß er sich an

mich gewöhnt hat und nicht wegschwimmt. Dann könnte ich eure Hilfe bei der Suche nach Papas Boot gebrauchen. Recht so?«

»Okay«, sagten Justus und Bob gleichzeitig. Es hörte sich phantastisch an. Sie würden sich nicht nur ihr Honorar verdienen, sondern obendrein eine Menge Spaß haben. Und aufregend würde es auch noch sein – die Suche im Meer nach dem untergegangenen Boot und das Bergen der an Bord befindlichen Ladung.

»Dann kommt mit.« Constance öffnete die Tür des Transporters. »Kommt mit mir noch einmal zu Flukey.«

Der kleine Wal döste im Becken, halb untergetaucht, mit den geschlossenen Augen und dem Spritzloch über der Wasseroberfläche. Er wachte sofort auf, als Constance die Unterwasserbeleuchtung einschaltete. Er schwamm zu ihr hin, hob den Kopf und wedelte freudig mit den Flossen.

Es hatte den Anschein, als erkenne er auch die drei ??? wieder. Als sie sich am Ende des Beckens auf den Rand kauerten, schwamm er zu jedem der Jungen hin und gab ihm mit geschürzten Lippen einen Stups.

»Toll!« rief Peter. »Das ist ja, als ob – glauben Sie, daß er uns tatsächlich wiedererkennt?«

»Selbstverständlich«, sagte Constance kopfschüttelnd. »Schließlich habt ihr ihm das Leben gerettet. Glaubt ihr, das würde er jemals vergessen?«

»Aber er ist doch nur . . .«

Bob merkte, daß Peter sagen wollte, Flukey sei doch nur ein Wal. Er gab ihm heimlich einen Rippenstoß, damit er den Mund hielt. Dann fiel ihm ein, daß Peter ja nicht alles mitbekommen hatte, was Constance ihm und Justus unterwegs erzählt hatte. Er nahm Peter beiseite und informierte ihn.

Constance fütterte Flukey und griff dann zu ihren Taucherflossen. Sie schlüpfte gerade mit den Füßen hinein, als sie sich mit dem Ausdruck erschrockenen Unbehagens plötzlich umwandte.

Zwei Männer waren aus dem Ranchhaus getreten und kamen nun auf sie zu. Justus erkannte Oscar Slater nach Peters Beschreibung.

Den anderen Mann erkannten die drei ??? sofort. Er war sehr groß und hager, hatte schmale Schultern, und sogar im Widerschein der Unterwasserbeleuchtung im Becken konnten sie die Falte unter seinem rechten Auge sehen, die einer Narbe ähnelte.

»Sie sagten mir zu, Sie würden sich nicht einmischen«, herrschte Constance Slater verärgert an. »Bleiben Sie vorn Schwimmbecken weg, bis ich mit Flukeys Training zu Ende bin und wir die Suche nach Papas Boot starten können.«

Slater antwortete nicht. Er sah die drei ??? an.

»Wer sind denn diese Jungen?« fragte er in seiner gedehnten Sprechweise.

»Es sind Freunde von mir«, erklärte Constance kühl. »Taucher. Ich brauche Unterstützung, und sie wollen mir helfen.« Slater nickte. Justus merkte, daß ihm die Sache nicht paßte. Er wollte die Jungen nicht in der Nähe haben. Aber wenn Constance sagte, sie werde sie brauchen, würde er sich damit abfinden müssen.

»Und wer ist Ihr Freund hier?« Constance blickte den großen, hageren Mann an, der neben Slater stand.

»Mein Name ist Donner«, stellte sich der Mann vor. »Paul Donner. Ich bin ein alter Freund von Mr. Slater. Und ebenso ein Freund Ihres Vaters, Miß Carmel.« Er machte eine Pause und lächelte. »Ein alter Freund aus Mexiko.«

»Oh. Ach so.«

Justus war ganz sicher, daß der Name Donner Constance nichts sagte und daß sie diesen Mann nie zuvor gesehen hatte. Aber aus der Art, wie Donner lächelte, als er »aus Mexiko« sagte, war zu schließen, daß er Constance dadurch mitteilen wollte, sie solle sich keine Sorgen machen. Er wußte wohl Bescheid über die kleinen Schmuggelaffären ihres Vaters und war auf ihrer Seite.

Paul Donner lächelte immer noch, als er die drei ??? ansah. »Ihr seid also Taucher«, meinte er. »Arbeitet ihr mit Miß Carmel bei ›Ocean World‹?«

»Hin und wieder«, sagte Constance. »Wenn ich zusätzliche Helfer brauche. Ach ja, ich möchte noch bekannt machen. Das sind Justus und Peter und Bob.«

»Freut mich, euch kennenzulernen.« In den Augen des großen, hageren Mannes war keine Spur des Wiedererkennens wahrzunehmen, als er den Jungen die Hand gab. Entweder hatte er ein Gedächtnis wie ein Sieb, dachte Justus, oder Paul Donner wollte Slater nicht merken lassen, daß er die Jungen schon einmal gesehen hatte.

Und warum nicht? fragte sich Justus. Was hatte Paul Donner zu verbergen?



Wenn dieser Paul Donner über die Mexiko-Touren des Duos Carmel/Slater Bescheid weiß: Ist er dann wohl daran interessiert, daß die Fracht aus dem gesunkenen Boot gehoben wird oder nicht? Das muß vorerst offenbleiben.

Eine Einzelheit noch, die bei genauem Hinsehen auffällt: War nicht vorher die Rede davon, daß Kapitän Carmels Boot auf der Rückreise von Mexiko kenterte? Und doch behauptet Slater, die Taschenrechner (die ja zum Verkauf in Mexiko bestimmt waren) seien mit dem Boot untergegangen. Ungeheimt, nicht? Leider können wir auch unter Einsatz allen detektivischen Spürsinns jetzt noch nicht feststellen, was sich nun tatsächlich im Boot befindet. Behaltet diesen Punkt aber im Auge!

Nun wird es gefährlich

»Paul Donner«, sagte Justus. »Wo ist Paul Donners Platz in diesem Rätsel?«

Er stellte im Grunde keine Frage; er dachte nur laut.

Es war am nächsten Tag, und die drei ??? warteten ungeduldig am Tor des Schrottplatzes. Constance hatte den Nachmittag bei ›Ocean World‹ freigenommen und mit den Jungen verabredet, sie würde sie nach dem Mittagessen beim Betrieb abholen.

»Irgendwie gehört er wohl zu der Geschichte«, fuhr Justus fort. »Constance hatte nie von ihm gehört, bis sie ihn gestern bei Slater kennenlernte, aber er weiß anscheinend alles über die Ausflüge ihres Vaters nach Mexiko.«

»Und er schnüffelte in Kapitän Carmels Haus herum«, setzte Bob hinzu.

»Genau«, bestätigte Justus. »Und er ist ein Freund von Slater, also war er an jenem Morgen, als Slater uns bei Flukeys Rettung beobachtete, vielleicht der zweite Mann im Boot.«

»Dann ist er aber kein sehr aufrichtiger Freund«, meinte Bob. »Er ließ Slater nicht merken, daß er uns schon zuvor in San Pedro kennengelernt hatte.«

»Eines ist sicher«, warf Peter ein. »Er weiß mehr über uns, als wir über ihn. Er erkannte uns sofort als die drei Detektive, als wir in San Pedro mit ihm zusammentrafen.«

»Wenn ihr mich fragt«, äußerte Justus nachdenklich, obwohl ihn niemand gefragt hatte, »der weiß so ziemlich alles. Über die Schmuggeltouren und den Sturm und die untergegangenen Taschenrechner und Slaters Plan, Flukey einzusetzen. Er weiß all das, nur scheint er mir irgendwie nicht dazuzupassen . . .« Er brach ab, als Constances weißer Transporter vor dem Einfahrtstor hielt. Die drei ??? stiegen ein, und Justus setzte sich neben Constance. Er hatte ein kleines Metallkästchen bei sich, und das gab er ihr nun.

»Ich hoffe, das ist, was Sie brauchen«, sagte er.

»Du hast es schon fertig?« Offensichtlich war sie hocheifrig. Justus nickte. Er war um fünf Uhr aufgestanden und hatte den ganzen Morgen damit zugebracht, nach Constances Anweisungen vom Vorabend zu arbeiten. Er zeigte ihr nun, wie sich das Kästchen öffnen ließ.

Im inneren war ein batteriebetriebener Kassettenrecorder mit Mikrofon und Verstärker. Justus hatte zwei dünne Plastikscheiben so in die Seite des Kästchens eingesetzt, daß der Recorder empfangen oder wiedergeben konnte, und das sogar bei geschlossenem Gehäuse.

Er hatte ihn in der Badewanne ausprobiert, ehe Constance ankam, und es hatte geklappt. Der Recorder funktionierte unter Wasser einwandfrei und war völlig wasserdicht.

»Du kennst dich sehr gut aus mit Elektronik, wie?« sagte Constance bewundernd.

»Ich weiß nicht. Es ist eben mein Hobby.« Justus hielt sich oft für einen zweiten Edison, wenn es um Erfinden und Zusammenbauen von Geräten in seiner Werkstatt ging. Aber prahlen wollte er damit nicht. Er zog es vor, seine Werke für sich sprechen zu lassen.

Die drei ??? hatten ihre Tauchermasken und Flossen mitgebracht. Sobald sie beim Ranchhaus ankamen, zogen sie ihre Badehosen an und versammelten sich am Schwimmbecken.

Von Slater oder seinem Freund Paul Donner war nichts zu sehen.

»Ich habe ihnen nahegelegt, uns hier allein zu lassen«, erklärte Constance. »Falls sie doch anrücken, werde ich . . .« Sie beendete den Satz nicht.

»Sie würden doch nicht wirklich die Sache hinwerfen, oder?« erkundigte sich Bob besorgt.

Sie zuckte die Achseln. »Ich kann gar nicht aufgeben. Papa braucht das Geld viel zu dringend. Wir müssen diese Ladung finden.«

»Wie geht es Ihrem Vater?« erkundigte sich Peter.

»Er ist noch immer sehr krank. Aber er ist ein zäher alter Bur-

sche, der nicht so leicht aufgibt«, sagte sie stolz. »Die Ärzte meinen, daß er es schaffen wird. Sie lassen mich jeden Tag nur für ein paar Minuten zu ihm, und er kann nicht viel reden. Wenn er es tut, geht es immer um die gleichen Dinge. Er sagt immer wieder . . .« Sie hielt inne und rückte ihre Flossen zurecht.

»Ihr seid Detektive«, fuhr sie dann fort. »Vielleicht könnt ihr einen Sinn darin finden. Er sagt immer wieder ›Du mußt die beiden langen Stangen gut im Blick haben und zusammenbringen.«

Sie ließ sich ins Wasser gleiten, und Flukey kam eifrig an, um sie zu begrüßen.

»Die beiden langen Stangen im Blick haben . . .« Justus zupfte an seiner Unterlippe. »Sie zusammenbringen.« Er sah Bob und Peter an. »Könnt ihr euch dabei etwas denken?«

»Die beiden langen Stangen«, wiederholte Bob. »Paßt auf diesen Paul Donner und mit etwas gutem Willen auch auf Oscar Slater. Aber sie zusammenbringen? Wozu das, und warum soll Constance das tun?«

»Das ist mir auch nicht klar«, meinte Justus. »Ob wohl etwas ganz anderes dahintersteckt?«

»Keine Ahnung«, verneinte Peter. »Mann! Seht euch das an!« Flukey schwamm immer wieder im Kreis am Beckenrand entlang, während Constance bäuchlings auf seinem Rücken lag und die Arme um ihn geschlungen hatte.

In der nächsten halben Stunde beobachteten die drei Jungen Constance und den kleinen Wal beim gemeinsamen Spiel. Es sah wie Spiel aus, aber Bob erkannte, daß es in Wirklichkeit Arbeit war. Constance trainierte Flukey, und zwar weniger auf das Ausführen von Befehlen; Flukey sollte vielmehr an ihrer kleinsten Bewegung oder ihrem Gesichtsausdruck erkennen, was sie von ihm wollte, und sofort darauf reagieren.

Sie waren sich nahe wie enge Freunde, dachte Peter. So nahe, daß scheinbar jeder die Gedanken des anderen lesen konnte

und das gleiche empfand und daß beide wie ein Wesen gemeinsam denken und handeln konnten.

Nachdem Constance Flukey gefüttert hatte, schlug sie vor, daß die drei ??? zu ihr ins Becken kämen, damit sich Flukey an sie gewöhnen* konnte und ihnen gegenüber zutraulich wurde.

Es war erst ein bißchen unheimlich, fand Peter, als er neben Flukey schwamm und spürte, wie ihn der Wal spielerisch anstieß. Flukey erschien ihm so groß, so massig und mächtig. Aber dafür war er ganz behutsam. Es dauerte nicht lange, bis alle drei Jungen ganz mit ihm vertraut waren.

»Ihr macht das sehr gut«, beglückwünschte Constance die drei ???, als sie aus dem Becken stiegen. »Und nun wollen wir den Kassettenrecorder ausprobieren.«

Flukey befand sich am anderen Ende des Beckens. Constance hatte ihm inzwischen beigebracht, dort zu warten, bis sie ihn rief.

Sie nahm das Metallkästchen und stellte ›Aufnahme‹ ein. Dann legte sie einen beschwerten Gürtel um und tauchte zum Beckenboden.

In der nächsten Sekunde tauchte auch Flukey, blieb aber in seiner Ecke und legte sich dort flach auf den Grund.

Die drei ??? schauten Constance fasziniert zu. Es war unglaublich, wie lange sie unter Wasser bleiben konnte, dachte Justus. Sie ruhte dort so entspannt wie Tante Mathilda in ihrem Wohnzimmer. Peter konnte sehen, daß sie mit den Fingern schnippte und den Recorder vor sich hielt. Kurz darauf lächelte sie und legte den Kopf schräg.

Nach einer scheinbar langen Zeit – in Wirklichkeit waren es jedoch höchstens zwei Minuten – schwamm sie zur Oberfläche und holte tief und gleichmäßig Atem.

»Ich glaube, ich hab's«, sagte sie. »Nun bin ich gespannt, wie es sich anhört.«

Justus spulte das Band zurück und stellte den Recorder auf ›Wiedergabe‹. Erst kam aus dem Lautsprecher nur ein leises

Gluckern. Dann hörten die drei Jungen eine rasche Abfolge schnalzender Laute. Das war Constance, erkannte Peter, wie sie unter Wasser mit den Fingern schnippte.

Das Schnippen hörte auf, und dann kam ganz klar ein vogelstimmenähnliches Zwitschern herein. Es wurde höher und tiefer, die Tonlage änderte sich immerzu, und diese Melodie wurde von einem scharfen Klicken begleitet, wie etwa ein spanisches Lied von Kastagnetten.

Es hörte sich doch nicht ganz so an wie Vogelgezwitscher, dachte Justus. Diese Laute hier waren kehlig und vibrierten. Nein, er konnte sich nicht entsinnen, jemals etwas Derartiges gehört zu haben.

Nach einer Minute hörte es auf, und Constance stellte den Recorder ab.

»Das war Flukey?« fragte Bob tief beeindruckt. »Das war Flukey, wie er singt?«

»Singen – Sprechen. Nennt es, wie ihr wollt«, sagte Constance.

»Alle Wale verständigen sich untereinander durch solche Laute. Und unter Wasser trägt natürlich der Schall sehr weit. Wir können ihre Sprache noch nicht verstehen oder erlernen, aber wenn wir es versuchten, würden wir sie vermutlich genauso vieldeutig und kompliziert wie unsere eigene finden.« Sie hielt inne und nahm die Flossen ab.

»Eines allerdings halte ich für ausgeschlossen: daß sie jemals miteinander streiten«, fuhr sie fort. »Und sie werden auch niemals kämpfen. Sie sind viel zu hoch entwickelt. Auch bin ich sicher, daß sie einander nicht belügen, wie es bei uns üblich ist * Dazu haben sie zuviel Verstand. Was ist schließlich eine Sprache wert, wenn man sie dazu benutzt, Dinge zu verdrehen, statt zu sagen, was man denkt?«

»Könnten wir es nochmals hören?« bat Peter.

»Ja, gleich. Erst möchte ich, daß Flukey es selbst hört.«

Justus spulte das Band zurück und stellte auf ›Wiedergabe‹ ein. Dann kniete Constance nieder und tauchte das Metallkästchen ins Wasser. Die drei ??? beobachteten Flukey.

Er lag noch immer ganz ruhig auf dem Grund des Beckens. plötzlich ging ein Zittern durch seinen Körper. Die seitlichen Flossen spreizten sich ab. Dann glitt er in einer einzigen kraftvollen Bewegung durch das Becken auf die Gruppe zu. Er sah aus, als lächle er, dachte Bob – so wie er ausgesehen hatte, als sie ihn am Strand zu retten versucht hatten.

Flukey schwamm nun langsamer, bis er das Kästchen erreichte. Er zögerte. Dann rieb er sacht die Lippen dagegen.

»Gut«, sagte Constance und hob das Kästchen aus dem Wasser, »Guter Flukey. Gutes Kind. Guter kleiner Kerl.«

Mit strahlendem Lächeln warf sie für ihn einen Fisch in die Luft, und er fing ihn im Flug auf.

»So, das wollte ich sehen«, erklärte sie den Jungen. »Es sieht so aus, als werde es funktionieren. Wenn er sich im Meer von uns entfernt, können wir ihn zurückrufen, indem wir ihm unter Wasser seine eigene Stimme vorspielen.«

»Ich könnte das Stück Band kopieren«, schlug Justus vor. »Die Tonfolge mehrmals aneinanderkoppeln. So bekämen wir leicht eine halbe Stunde Bandaufnahme.«

Constance fand die Idee gut. Sie gab Justus das Metallkästchen zurück. »Ich möchte jetzt zur Klinik fahren und Papa besuchen«, sagte sie. »Ich lasse euch dann beim Schrottplatz aussteigen.«

Sie hatte den Transporter an der Straße vor dem Ranchhaus geparkt. Peter stieg wieder hinten im Laderaum ein, und die beiden anderen setzten sich vorn zu Constance.

Die Straße verlief eben bis zur nächsten Ecke, dann ging es in Kurven steil bergab. Constance fuhr ja beängstigend schnell, fand Justus. Er fragte sich, warum sie in den Kurven nicht bremste. Normalerweise war sie eine gute, gewissenhafte Fahrerin. Aber so wie sie jetzt loslegte und in die Kurven schlitterte, schien sie es eher auf einen Geschwindigkeitsrekord abgesehen zu haben.

Dann sah Justus, daß Constance die Bremse verbissen betätigte. Sie hatte das Pedal ganz durchgetreten.

Vorn kam nun eine scharfe, fast rechtwinklige Kurve. Der Wagen raste darauf los wie ein scheuendes Pferd. Und statt langsamer zu werden, fuhr der Transporter immer schneller!

Constance griff zur Handbremse und zog sie langsam an. Der Wagen war viel zu schnell. Und die Tachonadel rückte immer noch weiter vor. Constance riß nun mit aller Kraft die Handbremse hoch. Fünfundsechzig. Siebzig. Achtzig Kilometer Stundengeschwindigkeit.

»Ist was mit . . .« setzte Bob mit gepreßter Stimme an. »Ist was mit den Bremsen nicht in Ordnung?«

Constance nickte. »Die Bremsen funktionieren nicht«, schrie sie.

Sie schaltete gewaltsam in den ersten Gang herunter und versuchte, den Motor als Bremse einzusetzen. Justus fühlte sich durchgeschüttelt wie in einem Boot bei Sturm, aber ein Blick aufs Armaturenbrett zeigte ihm, daß der Wagen noch immer mit fast achtzig Kilometer dahinraste.

Unmittelbar vor ihnen, wo die Straße eine scharfe Biegung nach rechts machte, stand hinter Bäumen ein altes Haus, von einer Mauer umgeben.

Bei diesem Tempo, ging es Justus durch den Kopf, konnte der Transporter unmöglich die Kurve nehmen.

Da war nichts mehr drin – außer dem Frontalaufprall auf die Mauer!

Die drei Verdächtigen

Constance riß den Transporter in die Mitte der Fahrbahn, dann weit hinüber auf die linke Spur. Falls nun ein anderer Wagen um die Ecke biegen sollte, würde es einen Schrotthaufen geben.

Aber es kam nichts entgegen – nur die Mauer, die so massiv und unnachgiebig aussah wie eine Felswand.

Bob und Justus stemmten die Füße gegen das Bodenblech und

warteten auf den fürchterlichen Aufprall und das jähe entsetzliche Krachen. Constance zog das Lenkrad scharf nach rechts. Die Mauer schien noch immer auf Justus zuzurasen . . . aber immerhin – all das passierte so schnell, daß die Eindrücke wie Lichtblitze einander folgten – immerhin sah es nun so aus, als neige sie sich schräg nach links.

Statt durch die Windschutzscheibe hereinzukrachen, wandte sich die Mauer weg. Einen Augenblick war sie, verdeckt vom Türpfosten, nicht mehr zu sehen. Dann war sie plötzlich wieder da, doch nur wenige Zentimeter vom Seitenfenster.

Bob und Justus klammerten sich krampfhaft an ihren Sitzen fest, damit sie nicht gegen Constance geschleudert wurden.

Sie hielt das Lenkrad noch immer scharf nach rechts gedreht. Die Reifen quietschten wie eine Polizeisirene, als sie über den Asphalt schlitterten. Die Mauer schien wieder auszugreifen und drohte, die Tür und die ganze Seite des Wagens aufzureißen. Constance kurbelte das Lenkrad zurück.

Der Wagen preschte noch etwa zehn Meter vorwärts. Dann blieb er nach einer Serie ruckartiger Erschütterungen stehen. Constance stellte den Motor ab.

Mindestens eine- Minute lang schwiegen alle. Constance ließ den Kopf auf das Lenkrad sinken. Sie atmete tief durch, in langen, ruhigen Zügen, wie sie es nach dem Tauchen tat.

»Alles klar«, sagte sie. Ihre Stimme war ein wenig heiser, aber ganz ruhig. »Steigen wir mal alle aus und sehen wir uns den Schaden an. Wir müssen auf deiner Seite hinaus, Bob. Meine Tür klemmt.«

Als Bob auf der Straße stand, mußte er sich kurz an den Wagen lehnen, um sicher auf den Füßen zu bleiben. Seine Beine wollten ihn nicht mehr tragen. Sie kamen ihm ganz empfindungslos von

Dann dachte er an Peter.

Er ging nach hinten zur Ladeklappe und ließ sie herunter.

Peter lag mit dem Gesicht auf dem Fahrzeugboden. Arme und Beine hatte er von sich gestreckt. Er rührte sich nicht.

»Du, Justus«, rief Bob. »Komm doch mal.«

Bob kletterte auf die Ladefläche, und Justus folgte ihm. Sie knieten beide neben Peter. Bob nahm behutsam das Handgelenk seines Freundes und fühlte den Puls.

Bei der Berührung regte sich Peter. Er öffnete die Augen.

»Schnell, sagt mir eins«, flüsterte er eindringlich. »Bin ich noch am Leben, oder bin ich tot?«

»Du wirkst recht lebendig.« Bob mußte vor Erleichterung lachen. »Dein Puls ist in Ordnung, und auch dein Sinn für Humor hat keinen Schaden genommen.«

»Sinn für Humor – daß ich nicht lache.« Peter drehte sich auf den Rücken und setzte sich dann auf. Vorsichtig tastete er Arme und Beine nach Knochenbrüchen ab. Er fand jedoch nichts.

»Was zum Donnerwetter war denn los? Seid ihr vorn im Wagen alle ausgeflippt, oder habt ihr vielleicht für so'n verrücktes Rennen mit alten Autos geübt?«

Justus schüttelte den Kopf. Für Peter mußte es noch viel schlimmer gewesen sein, erkannte er, hinten im Laderaum des Wagens hilflos umhergeschleudert zu werden, ohne auch nur zu ahnen, was vorging.

»Ich vermute, daß jemand an den Bremsen herumgefummelt hat«, sagte er.

»In böser Absicht?« Peter stand inzwischen auf den Füßen.

»Das müssen wir herausfinden«, schlug Bob vor.

Es dauerte nicht lange, bis sie entdeckten, daß Justus' Vermutung zutraf. Constance hatte inzwischen die Motorhaube geöffnet, und nun konnten alle sofort feststellen, daß die Verbindungen zum Bremspedal und auch zur Handbremse säuberlich durchtrennt worden waren.

»Das könnte jemand getan haben, während der Wagen vor Slaters Haus parkte«, meinte Justus zu Constance.

»Jemand?« fragte Constance. »Ja, aber wer denn?«

Doch diese Frage konnte der Erste Detektiv noch nicht beantworten. Es war eine Frage, die gründliches, sorgfältiges und schlüssiges Überlegen erforderte.

Constance rief ihre Freunde mit dem Abschleppwagen an. Auf der Fahrt nach San Pedro wurden dann die drei ??? beim Schrottplatz abgesetzt. Und während dieser ganzen Zeit tat Justus sein Bestes, um entsprechende Überlegungen anzustellen. Aber erst als er dann in der Zentrale auf dem alten Drehstuhl hinter dem Schreibtisch saß, konnte er seinen Verstand gezielt einsetzen und sich so konzentrieren, wie es notwendig war.

»Irgend jemand«, dachte Justus laut, damit Bob und Peter seinen Überlegungen folgen und vielleicht mit eigenen Gedanken helfen konnten, »irgend jemand will verhindern, daß wir das Wrack von Kapitän Carmels Boot finden. Dabei wurde in Kauf genommen, daß wir heute nachmittag ums Leben hätten kommen können – oder zumindest in einen schweren Unfall verwickelt werden konnten. Constance, vielmehr wir alle, sollten um jeden Preis daran gehindert werden, Flukey gezielt für die Suche nach dem Boot abzurichten.«

Er schwieg einen Augenblick und zupfte an seiner Lippe. »So«, fuhr er dann fort, »und nun scheint es drei mögliche Verdächtige zu geben. Jedenfalls drei Bekannte. Nummer eins – « Er hob einen Finger. »Oscar Slater. Aber für Slater ist es anscheinend nur von Vorteil, wenn das Wrack gefunden wird. Und darüber hinaus deutet doch alles, was er unternommen hat – Flukey entführt, Constance überredet, daß sie den Wal trainiert –, darauf hin, daß er an einem Gelingen des Plans interessiert ist.«

Wieder machte Justus eine kurze Pause.

»Nun kommen wir zu Nummer zwei.« Ein zweiter Finger reckte sich nach oben. »Paul Donner. Was wissen wir von ihm? Als wir ihn in San Pedro trafen, kannte er unsere Namen. Er wußte, daß wir die drei Detektive sind. Wie konnte er das wissen?«

Keiner der beiden anderen wußte eine Antwort darauf.

»Paul Donner hat uns eine Menge Lügen aufgetischt und vorgegeben, er sei Constances Vater«, fuhr Justus fort. »Aber er

erzählte uns auch einige Dinge, die stimmen. Er sagte uns, Kapitän Carmel habe Oscar Slater zu einer Angeltour nach Mexiko mitgenommen, und dabei sei das Boot gesunken. Nein, Augenblick noch . . .« Justus forschte in seinem Gedächtnis. »Er sagte ja, er habe Oscar Slater von einer Angeltour nach Baja California zurückgebracht, als das Boot sank.«

Bob und Peter wußten, daß Justus recht hatte. Er hatte immer recht, wenn es darum ging, sich genau ins Gedächtnis zu rufen, was jemand wörtlich gesagt hatte.

Justus saß noch kurze Zeit regungslos da, dann nahm er den Telefonhörer ab und wählte eine Nummer.

»Hallo.« Constances Stimme drang über den Lautsprecher in den Raum.

»Hier ist Justus.«

»Hallo, Justus. Wie geht's dir denn? Deine Stimme klingt so, als ob dich etwas bedrückt.«

»Ich bin nicht bedrückt«, antwortete Justus. »Nur verwirrt.«

»Du und verwirrt?«

»Es gibt da eine Anzahl Fragen«, sagte Justus, »bei deren Beantwortung Sie uns helfen könnten.«

»D arm schieß mal los.«

»Als wir Ihnen im Büro bei ›Ocean World‹ unsere Karte mit den drei Fragezeichen gaben, zeigten Sie die noch jemand anderem oder sprachen Sie über uns?«

»Nein.«

»Was taten Sie denn mit der Karte?«

»Ich glaube, ich ließ sie auf meinem Schreibtisch liegen.«

»Hätte sie dort jemand sehen können?«

»Klar. Ich nehme es an. Das Büro wird auch von anderen Trainern benutzt, so daß es nur selten abgeschlossen ist.«

»Folglich hätte jeder, der uns dieses Büro betreten sah, warten können, bis Sie wegfuhr, und dann einfach hineingehen und die Karte auf Ihrem Schreibtisch ansehen können.«

»Das halte ich durchaus für möglich. Ich habe mir die Karte

gar nicht richtig angesehen. Und als ihr drei gegangen wart, da . . .«

»Da machten Sie sich Sorgen um Flukey, und Sie fuhren schleunigst zu Oscar Slaters Haus, um sicher zu sein, daß mit ihm alles in Ordnung ist.«

»Stimmt. Woher weißt du das?«

»Wir waren auf dem Parkplatz, als Sie vorüberfuhren.«

»Tatsächlich. Ich hätte euch ja fast überfahren, nicht?«

Constance wartete ab. »Und die nächste Frage, Justus?«

»Die hat mit Ihrem Vater zu tun. Als er Slater nach Baja California mitnahm, um diese Taschenrechner zu verkaufen . . .«

»Ja?«

»Wie lange war er da unterwegs, bis er in das Unwetter geriet und sein Boot verlor?«

Es entstand eine längere Pause. Constance versuchte anscheinend, sich zu erinnern.

»Ich weiß nicht«, bekannte sie dann. »Wenn ich arbeite, ist es nämlich zu weit, um jeden Tag nach San Pedro zu fahren. Deshalb wohne ich bei einer Freundin in Santa Monica. Normalerweise fahre ich montags heim nach San Pedro, wenn ich frei habe. Aber an jenem Montag mußte ich nach San Diego. Also hatte ich meinen Vater zwei Wochen lang nicht gesehen, als ich von der Klinik angerufen wurde und erfuhr . . .« Sie brach ab. Offenbar durchlebte sie nochmals den Schock dieses schlimmen Erlebnisses.

Justus wartete mitfühlend, bis sie sich wieder gefaßt hatte.

»Ich merke nun, worauf ihr hinauswollt«, sagte Constance mit ihrer gewohnten festen Stimme. »Papa und Slater hätten die ganze Zeit draußen auf See sein können, ohne daß ich es wußte.«

»Ist doch immerhin möglich, nicht?« meinte der Erste Detektiv dazu.

»Findest du das wichtig?«

Ja, das fand Justus. Nachdem Constance aufgelegt hatte, saß er einige Minuten da und überlegte, wie wichtig es sein

könnte. Hatten Kapitän Carmel und Oscar Slater tatsächlich Baja erreicht? Und waren sie auf der Rückfahrt, als sie von dem Unwetter überrascht wurden? Das mußte er herausfinden. Aber wie?

Er sah Peter an. »Was meinst du zu einem kleinen Ausflug nach Hollywood?« fragte en

»Na fein.« Sofort war Peter auf den Füßen. »Zum ersten Mal hört man endlich wieder was Vernünftiges von dir.«

»Und wie ist das mit dir, Bob?«

»Geht in Ordnung.«

Bob ahnte, was Justus vorzuschlagen gedachte, und er hielt das für einen guten Plan. Aber seine Gedanken kreisten noch immer darum, was der Erste Detektiv vorher gesagt hatte: »Wir haben drei Tatverdächtige«, hatte Justus erklärt. Zwei davon hatte er benannt. Oscar Slater und Paul Donner.

»Warte mal, Just«, sagte Bob. »Wer ist denn der dritte Verdächtige, den du vorhin erwähntest?«

Aber der Erste Detektiv hatte schon die Luke geöffnet. Er verschwand im Tunnel, ohne Bobs Frage zu beantworten.



Ich denke, wir könnten Bob hier helfen: Mit dem dritten Verdächtigen konnte Justus nur den einen Mann gemeint haben, der bisher nur als Stimme am Telefon existiert und der sich ebenfalls für Flukey interessiert, jedoch dem Anschein nach eher als engagierter Tier-schützer – Flukey soll ja möglichst schnell in sein ureigenes nasses Element zurück. Die Frage ist allerdings: Weiß jener Anrufer von Flukeys wichtiger Aufgabe oder nicht?

Der gesichtslose Riese

Wie schon so oft hatte der große Regisseur Alfred Hitchcock sich eine Stunde Zeit genommen und empfing die drei ???, die ihm ihren Besuch angekündigt hatten, lächelnd in seinem Büro im Universum-Studio. Aufmerksam hörte er sich an, was die Jungen über ihren neuesten Fall zu berichten hatten, denn er war jederzeit bereit, ihnen zu helfen, wenn es an einem Punkt nicht mehr weiterging.

Als die Jungen Mr. Hitchcock über den Stand der Dinge unterrichtet hatten, griff er zum Telefonhörer und führte einige kurze Gespräche. Auf das, was er sagte, konnten sich die Jungen leider keinen Reim machen, denn Alfred Hitchcock hatte an sein Telefon keinen Lautsprecher angeschlossen. Als er den Hörer zum dritten Mal auflegte, lehnte er sich in seinem Sessel zurück. »Nun erwarte ich die Rückrufe«, sagte er »Hoffentlich haben wir Erfolg.«

Er gab den Jungen ein Drehbuch aus der Feder eines jungen Filmemachers zu lesen, der seine Arbeit an Alfred Hitchcock als berufenen Kritiker gesandt hatte. Es war die Geschichte einer Erpressung, und sie spielte in New York. Der Autor hatte die handelnden Personen sehr eindrucksvoll als typische Großstadtmenschen charakterisiert und ihnen realistische Dialoge in den Mund gelegt.

Doch schon als die Jungen die ersten Seiten durchgeblättert hatten, klingelte das Telefon.

Die drei ??? hörten sich gespannt an, was Alfred Hitchcock mit knappen Worten zwischen den Pausen sagte, in denen sein Gesprächspartner offenbar längere Mitteilungen zu machen hatte. Noch immer konnten sie sich kein Bild davon machen, worum es ging. Ungeduldig rückte Peter auf seinem Stuhl hin und her, während Justus und Bob weiter in dem Filmdrehbuch blätterten.

Schließlich war das Gespräch, in dessen Verlauf sich Alfred Hitchcock immer wieder Notizen gemacht hatte, beendet,

und der große Regisseur wandte sich befriedigt an seine jungen Freunde.

»Nun, das hätten wir«, erklärte er seinen drei Besuchern. »Nur sehe ich noch nicht ganz klar, wie das zu euren bisherigen Ermittlungen paßt.«

»Bitte, Sir«, sagte Justus eifrig, »was haben Sie nun gehört?«
»Ich sprach soeben mit der mexikanischen Einreisebehörde in La Paz auf Baja California. Kapitän Diego Carmel und Oscar Slater liefen den Hafen von La Paz mit Carmels Charterboot, der *Constance*, am zehnten Februar an. Das Boot lag zwei Tage im Hafen und legte am zwölften Februar wieder ab.«

Justus nickte mit zerfurchter Stirn. »Vielen Dank, Mr. Hitchcock«, sagte er. »Kapitän Carmels Boot ist am siebzehnten Februar gesunken. Damit steht also fest, daß sie auf dem Rückweg von Baja und auf der Heimfahrt nach San Pedro waren, als sie in das schwere Unwetter gerieten.«

Er sah Bob und Peter an.

»Und das bedeutet«, fuhr er fort, »zumindest nach meinem Ermessen: Falls sie eine Ladung Taschenrechner an Bord hatten, die sie irgendwo im Küstenbereich von Mexiko auf dem schwarzen Markt verkaufen wollten . . .«

Er wandte sich wieder an Alfred Hitchcock.

». . . dann ist entweder etwas schiefgegangen, und sie konnten die Ware nicht an Land schaffen. Oder Oscar Slater hat *Constance* belogen, als er ihr berichtete, das ganze Zeug sei noch an Bord gewesen, als das Boot sank. Was meinen Sie, Sir?«

»Ich glaube, mit deiner zweiten Vermutung bist du auf der richtigen Spur, Jonas junior.« Alfred Hitchcock nickte. »Aber Klarheit über diesen Fall erhält wohl nur, wer sich in die Tiefe begibt . . .« ließ er vielsagend verlauten.

»Ob du das wohl hinbekommst, Justus?« fragte Tante Mathilda.

Justus sah sich die alte Waschmaschine an, die in seiner Werkstatt auf dem Schrottplatz aufgestellt war.

Onkel Titus hatte sie am vergangenen Abend mitgebracht. Die schon vergilbten Emailflächen waren so zerkratzt und zerbeult, daß sie Justus an Papier erinnerten, das jemand zusammengeknüllt und nur nachlässig wieder glattgestrichen hatte. Am liebsten hätte er darauf verzichtet, sich auch noch den Motor anzusehen. In welchem Zustand mochte dieser erst sein?

»Na, ich werd's mal versuchen, Tante Mathilda«, versprach er. »Notfalls rücke ich eben den Tag dran, wenn du meinst, daß es sich lohnt.«

Tante Mathilda lächelte. Hier stand ein Junge, ihr Neffe Justus Jonas, und da stand die defekte Waschmaschine – ein schönes Stück Arbeit. In ihren Augen paßte das wunderbar zusammen: eine Arbeit, ein Junge. Ein Junge bei der Arbeit.

»ja, tu das, Justus«, äußerte sie hochbefriedigt. »Und ich koche dafür etwas besonders Gutes zum Mittagessen.«

Justus kam es im Grunde gar nicht ungelegen, sich einen vollen Tag auf dem Schrottplatz zu betätigen. Immerhin brachte dies Geld ein, und – noch wichtiger – es war dafür gesorgt, daß die Zeit schneller verging.

Auch die beiden anderen Detektive waren voll beschäftigt. Bob war in der Bücherei, und Peter mähte zu Hause den Rasen. Morgen würden sie dann alle einen freien Tag zur Verfügung haben.

Sie wollten sich in aller Frühe mit Constance bei der felsigen Bucht, die sie ausgewählt hatte, treffen. Die mexikanischen Freunde würden Flukey in ihrem Abschleppwagen hinbringen. Und dann würden Constance und die Jungen mit der Suche nach dem gesunkenen Boot beginnen.

Im Lauf einer Stunde hatte Justus sämtliche eingerosteten alten Schrauben herausgedreht und den Motor der Waschmaschine ausgebaut. Er hob ihn auf seine Werkbank. Das Ding war gar nicht mal in so schlechtem Zustand, wie er befürchtet hatte. Es mußte eines der ersten Nachkriegsmodelle sein, meinte er, mindestens dreißig Jahre alt. Damals hatte die

Industrie noch langlebige Produkte hergestellt, die etwas aushielten.

Als erstes war ein neuer Treibriemen nötig. Diesen mußte Justus allerdings selbst anfertigen. Er durchstöberte seinen Materialvorrat in der Werkstatt nach einem festen Stück Gummi.

Und dann hielt Justus urplötzlich inne. Seine Aufmerksamkeit war so sehr auf die Reparatur der Waschmaschine konzentriert, daß er nicht gleich erkannte, was eigentlich los war. Ach ja, über der Werkbank blinkte ein rotes Licht. Das bedeutete, daß in der Zentrale das Telefon klingelte.

Justus war im allgemeinen nicht sehr flink auf den Beinen. Aber nun hatte er in knapp dreißig Sekunden das alte Gitter zur Seite gerückt, seinen wohlgepolsterten Körper durch die Röhre namens Tunnel II gezwängt, die Luke angehoben, sich erleichtert durchgeschoben und den Telefonhörer an sich gerissen.

»Hallo«, sagte er, noch ganz außer Atem. »Hier Justus Jonas.«

»Hallo, Mr. Jonas«, erwiderte eine wohlbekannte Stimme. »Ich rufe an, weil es mich interessiert, welche Fortschritte Sie mit dem Wal machen.« Er sagte ›Waaal‹.

»Es freut mich, daß Sie anrufen, Sir« ' entgegnete Justus. »Wir haben sogar sehr gute Fortschritte gemacht. Zu meiner Freude kann ich Ihnen mitteilen, daß Flukey – ich meine der Wal – sich morgen früh gegen sieben Uhr wieder im Meer befinden wird. Damit wäre unser Auftrag ausgeführt.«

Es entstand eine lange Pause.

»Hallo?« hakte Justus nach. »Hallo?«

»Ja, das ist eine gute Nachricht, Mr. Jonas«, kam die Stimme des Anrufers wieder. »Dazu muß man Ihnen gratulieren.«

»Danke schön.«

»Und Sie absprachegemäß belohnen. Ich glaube, ich nannte als Honorar hundert Dollar.«

»Ja, Sir, das sagten Sie. Wenn Sie mir nun Ihren Namen und

Ihre Anschrift nennen, werde ich Ihnen sehr gerne eine Rechnung schicken. Ich werde ein Foto des Wals im Wasser beilegen, um Ihnen zu beweisen, daß wir ganze Arbeit geleistet haben.«

»Das ist nicht nötig. Ich halte mich an Ihr Wort. Außerdem werde ich in den nächsten Wochen nicht in der Stadt sein. Wenn Sie sich aber schon heute abend mit mir treffen wollen, Mr. Jonas, werde ich Ihnen die hundert Dollar vorab aushändigen.«

»Sehr entgegenkommend von Ihnen«, erwiderte Justus. Allerdings drängten sich ihm Verdachtsmomente und Fragen auf. Warum wollte der Mann seinen Namen nicht nennen? Warum nahm er es Justus so bereitwillig ab, daß die drei ??? ihr Hundert-Dollar-Honorar praktisch schon verdient hatten?

»Wo kann ich Sie treffen und um welche Zeit, Sir?« fragte er.
»Sie kennen Burbank Park?«

Gewiß, den kannte Justus. Vor Jahren war der Park ein beliebtes Ausflugsziel gewesen. In der Mitte stand ein Musikpavillon, bei dem sich die Leute Sonntag abends versammelt hatten, um sich volkstümliche Märsche und Operettenmelodien anzuhören.

Doch die Stadt Rocky Beach war gewachsen und hatte sich von dem Park weg entwickelt. Die Umgebung von Burbank hielt nicht mehr mit. Den Park gab es zwar noch, aber er war längst nicht mehr gepflegt mit seinen überwachsenen Wegen und dem wild wuchernden Gebüsch. Es war Jahre her, seit letztmals eine Kapelle dort gespielt hatte. Nach Justus' Erinnerung war es auch Jahre her, seit man sich nach Einbruch der Dunkelheit in den Burbank Park wagen konnte.

»Um acht Uhr heute abend«, teilte ihm der Anrufer mit. »Ihre Freunde brauchen Sie nicht mitzubringen. Kommen Sie alleine her, Mr. Joonas. Ich werde beim Musiiikpavillon auf Sie warten.«

»Sir . . .« Justus wollte seinen Klienten noch fragen, ob er

nicht einen besser geeigneten Treffpunkt wisse. Doch es war schon zu spät. Der Anrufer hatte aufgehört.

Justus überlegte noch eine Zeitlang und sah auf den Schreibtisch hinunter. Der Anrufer hatte ihm aufgetragen, alleine zu kommen. Eigenartig – und verdächtig!

Er nahm den Telefonhörer wieder ab und rief Bob und Peter an. Er erzählte ihnen von dem sonderbaren Anruf und dem seltsamen Treffpunkt, den ihr Auftraggeber bestimmt hatte. Dann machte er sich wieder an seine Arbeit an der Waschmaschine.

Ein Surren verstärkte sich rasch zu einem dröhnenden Rumpeln, als sich die Trommel zu drehen begann, erst langsam, dann immer schneller. Die ganze Maschine schüttelte und klapperte wie eine Blechhütte bei einem Erdbeben. Aber sie funktionierte wieder, das mußte auch Tante Mathilda zugeben.

»Du bist ein guter Junge, Justus«, erklärte sie. »Ein guter, fleißiger Junge – wenn du bei der Arbeit bleibst, statt dich dauernd mit diesen Rätseln und Spielereien zu befassen. Zum Nachtisch heute abend werde ich dir Himbeereis machen.«

Sobald Justus nach dem Abendbrot sein Eis aufgegessen hatte, schob er sein Fahrrad aus dem Hof und fuhr zum anderen Ende der Stadt.

Der Burbank Park sah etwa so vertrauenerweckend aus wie ein unerforschter Dschungel, als Justus am Eingang abstieg. Er holte ein Stück weiße Kreide aus der Tasche und kritzelte flink ein Fragezeichen auf den Gehweg.

Das war ein Trick, den die drei ??? oft benutzt hatten. Jeder der drei hatte stets ein Stück farbiger Kreide bei sich. Justus' Farbe war weiß, Bob hatte rot und Peter blau. Das Fragezeichen hatten sie als Verständigungssignal gewählt, und zwar nicht nur weil es das Symbol auf ihren Karten war, sondern weil es so unverfänglich aussah. Jemand, der ein Fragezeichen an einer Hausmauer sah, würde es kaum bewußt wahrnehmen, vielleicht auch vermuten, ein Kind habe es hingekritzelt.

Justus entdeckte einen Weg, der in den Park führte. Immerhin vermutete er, daß das ein Weg war, weil es zu beiden Seiten Laternen und Büsche gab. Der Pfad selbst war mit Unkraut überwachsen. Er *schob sein Fahrrad diese Strecke entlang, blieb aber alle paar Meter stehen und in alte noch ein Fragezeichen an einen Baumstamm oder auf eine der zerbrochenen Holzbänke, die er unterwegs vorfand.

Eigentlich war Justus Jonas nicht sehr phantasiebegabt. Seine Stärke war logisches, schlüssiges Denken. Ein Busch war für ihn ein Busch. Dieser könnte freilich außerdem noch etwas anderes sein, zum Beispiel ein Versteck. Aber ein Busch blieb er allemal.

Doch als Justus in den verlassenen Park vordrang, kam es ihm allmählich so vor, als sei alles ringsumher belebt und greife bedrohlich nach ihm aus. Die Äste der Bäume waren wie verkrüppelte Gliedmaßen, die Zweige ausgestreckte Finger. Und nach ihm streckten sie sich aus, um ihn zu packen und ins Dunkel der Nacht zu ziehen!

Nun konnte er den Musikpavillon vor sich sehen. Das Dach war eingebrochen, und Unkraut wuchs durch den Fußboden. Er lehnte sein Fahrrad dagegen und zeichnete noch ein Fragezeichen auf die morschen Bretter.

»Mr. Jonas.«

Justus erschrak so sehr, daß er fast sein Fahrrad umgestoßen hätte. Er sah sich in der Dämmerung suchend um. Da war niemand. Zumindest konnte er niemanden sehen.

»Ja?« brachte er schließlich gepreßt hervor.

Es raschelte. Jemand schritt durchs Gras auf ihn zu. Das Rascheln kam immer näher. Erst ganz zuletzt konnte Justus endlich die Gestalt des Mannes ausmachen, der nun vor ihm stehen blieb.

Es war ein sehr großer Mann, und er trug einen dunklen Schlapphut, dessen Krempe er über die Ohren heruntergezogen hatte. Seine Augen konnte Justus nicht sehen. Überhaupt konnte er sich die Gesichtszüge des Mannes nicht einprägen,

denn er sah sie nur verschwommen und unscharf, wie auf einer verwackelten Fotografie.

Was Justus auffiel, war die Größe des Mannes. Er war riesenhaft. Er trug einen Anorak, und er hatte so breite Schultern und so dicke Arme, daß er Justus an einen Gorilla erinnerte. »Bitte treten Sie näher, Mr. Jonas«, sagte der Mann. »Dann gebe ich Ihnen das, weswegen Sie herkamen.«

Justus trat vor. Sofort packten ihn zwei Hände bei den Schultern. Justus wurde energisch herumgedreht. Ein Arm preßte sich gegen seine Kehle und drückte ihm den Kopf zurück. Justus versuchte, die Hand zu fassen. Für einen Augenblick schlossen sich seine Finger um den Unterarm des Mannes. Er fühlte sich sonderbar nachgiebig an. Es war, wie wenn man mit den Fingern in Teig greift.

Da wurde Justus die andere Hand auf den Rücken gedreht und zwischen den Schulterblättern festgehalten. Das knochige Handgelenk des Mannes drückte Justus die Kehle noch stärker zu.

Der Erste Detektiv war völlig hilflos. Er konnte sich nicht mehr wehren. Der Mann hatte ihn im Griff wie in einem Schraubstock.

»Und nun tun Sie genau das, was ich Ihnen sage, Mr. Jonas.«

Justus konnte den Atem des Mannes an seinem Ohr spüren.

»Verstanden, Mr. Jonas?«

Justus konnte nicht einmal nicken.

»Denn wenn Sie das nicht tun, Mr. Jonas«, drang die Stimme warnend an sein Ohr, »wenn Sie nicht tun, was ich Ihnen sage, werde ich Ihnen das Genick brechen. Ist das klaaar?«

Jetzt aber los!

Justus tat, was der Mann von ihm verlangte. Er schritt vom Musikpavillon zurück, doch nicht auf dem Weg, den er hergekommen war, und er hätte gern im Vorübergehen noch ein

Fragezeichen an einen Baum gemalt. Nur konnte er nicht einmal die Kreide aus der Tasche ziehen. Der Mann hielt noch immer Justus' rechten Arm in eisernem Griff, zwischen die Schulterblätter gedrückt, und so schob er Justus vor sich her., Sie kamen zu einer Straße an einer Ecke des Parks. Ohne Justus' Handgelenk freizugeben, öffnete der Mann den Kofferraum des zerbeulten Wagens, der hier abgestellt war.

»Da rein«, befahl er.

Justus spähte rasch die Straße auf und ab, Niemand war zu sehen. Niemanden konnte er um Hilfe anrufen.

Mit einem raschen Ruck bekam er seinen Arm frei. Doch es war ihm unmöglich, sich ganz loszureißen. Die massige, weiche Brust des Mannes war gegen seinen Rücken gepreßt und schob ihn nach vorn. Noch eine Sekunde, und Justus würde den Boden unter den Füßen verlieren – und kopfüber in dem geöffneten Kofferraum landen!

»Oh, oooh«, stöhnte Justus leise. Er ließ seine Beine erschlaffen. Kraftlos sank er zu Boden, als habe er plötzlich das Bewußtsein verloren. Und da lag er nun mit dem Gesicht auf der Straße. Als er sich auf die Knie fallen ließ, hatte er jedoch rasch die Kreide aus seiner Tasche gezogen. Die hielt er nun in der rechten Hand.

Gerade so lange, wie Justus brauchte, um den Arm unter den Wagen zu strecken und ein Fragezeichen auf die Straße zu kritzeln, schien der große Mann zu überlegen, was er nun tun sollte. Daß der Junge in Ohnmacht fiel, hatte er wohl nicht einkalkuliert.

Und dann spürte Justus, wie ihm eine Hand ins Haar griff und daran riß. Er wurde auf die Füße gezerrt und über den offenen Kofferraum nach vorn geschubst. Diesmal verlor er wirklich das Gleichgewicht. Wehrlos stürzte er in den Kofferraum, und der Deckel würde zugeknallt.

Dann hörte Justus den Motor anspringen und spürte, wie der Wagen sich langsam in Bewegung setzte.

Es war stockfinster in dem engen Gehäuse, und es stank nach

Benzin und Motoröl. Justus tastete seine Umgebung ab. Dem Geruch nach zu urteilen, brauchte die alte Karre eine Menge Öl, wahrscheinlich einen halben Liter auf zwanzig Kilometer. Leute mit solchen Wagen hatten normalerweise eine Reservedose Öl bei sich.

Seine tastenden Finger hatten bald gefunden, was er suchte. Im Dunkeln zog er sein praktisches Schweizer Armeemesser und bohrte ein Loch in die Dose.

Der Boden des Kofferraums war an manchen Stellen fast durchgerostet. Mit der Sägeklinge seines Messers schnitt Justus einen schmalen Schlitz in das brüchige Metall.

Und dann träufelte er das Öl aus der Dose durch den Schlitz. Das war nicht ganz so ideal, als wenn er noch weitere Fragezeichen hätte hinterlassen können. Doch immerhin legte er eine Spur.

Der Wagen fuhr sehr langsam. Zum Glück für Justus fuhr er nicht weit. Er hatte die Öldose erst zur Hälfte geleert, als er spürte, wie die alte Kiste mit einem Ruck anhielt.

Der Kofferraum wurde geöffnet. Der große Mann griff hinein und bekam Justus wieder beim Schopf zu fassen.

Als Justus sich hochrappelte, sah er, daß der Wagen in der Einfahrt zu einem verlotterten Holzhaus parkte. Der Mann hielt ihn noch immer am Haar gepackt. Halb schob, halb zog er ihn zum Haus. Der Holzboden der Veranda ächzte und knarrte, als Justus darüberschritt. Der Mann zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Haustür.

»Jetzt rein mit dir.« Ein letztes Zerren am Haar, und Justus stolperte blindlings in ein dunkles Zimmer. Die Tür schloß sich hinter ihm. Das Licht ging an.

Nun sah Justus mit einem Blick, warum der riesenhafte Mann der wie ein Turm dicht vor ihm stand, dem Anschein nach kein Gesicht gehabt hatte, als er ihn beim Pavillon im Park gesehen hatte. Er hatte nämlich einen Strumpf über den Kopf gezogen, und deshalb waren Augen, Nase und Mund nur als schattenhafte Umrisse zu sehen. Sollte Justus diesem Mann zuvor

schon begegnet sein, so könnte er dies jetzt nicht beurteilen. Er würde ihn auch nicht wiedererkennen, falls er ihn später nochmals zu Gesicht bekommen sollte.

In, Licht sah der Mann noch größer und vierschrotiger aus. Unter seinem Anorak mochte er eher mit Fett gepolstert als mit Muskeln bepackt sein, aber er hatte die Brust und die Arme eines Riesen.

Justus sah sich rasch im Raum um. Ein paar Holzstühle, ein wackliger Tisch mit einem Telefon, zerschlissene Vorhänge an den Fenstern. Keine Zeitungen oder Illustrierte. Keine Bilder an der Wand. Justus erkannte, daß der Mann hier erst seit kurzem wohnte.

»Da rein«, gebot der Riese. Er sagte »raaaain«.

Er schubste Justus zu einer offenen Tür am anderen Ende des Zimmers, schob ihn durch, und dann knallte er die Tür zu und schloß ab. Wieder stand Justus im Dunkeln. Er tastete herum und fand heraus, daß er in einer ganz kleinen Kammer war, vermutlich in einem Einbauschränk.

»Hallo.«

Er konnte aus dem Zimmer nebenan die Stimme des Mannes hören. Nun telefonierte er. Justus lehnte sich an die Tür und horchte. »Hallo«, sagte der Mann wieder. »Ich möchte Miß Constance Carmel sprechen.«

Es entstand ein kurzes Schweigen, dann sprach der Mann weiter. »Ich finde, es müßte Sie interessieren, Miß Carmel, daß Ihr junger Freund, Justus Jonas, sich in meiner Gefangenschaft befindet.«

Pause.

»Ja, um es klar auszudrücken, Miß Carmel: Ich habe ihn entführt.«

Wieder Pause.

»Ich fordere kein Lösegeld. Ich will Ihnen nur eines mitteilen: Wenn Sie diesen kleinen Wal nicht sofort im Meer aussetzen und Ihre Pläne mit der Suche nach dem Boot Ihres Vaters aufgeben . . .«

Diesmal war die Pause ganz kurz.

» . . . dann werden Sie Ihren jungen Freund, Mr. Jonas, nicht wiedersehen. Jedenfalls nicht leeeebend.«

Dann hörte Justus, wie der Mann auflegte.

Die drei ??? hatten sich im Verlauf der Ermittlungen zu ihren Fällen schon in manch schwieriger – oft sogar gefährlicher – Situation befunden. Sie waren von Haien bedroht worden. Sie waren mit gefesselten Händen und Füßen im Keller eines Spukhauses gelegen. Aber dies hier kam Justus als das Schlimmste vor, das er jemals mitgemacht hatte. Denn er wußte, daß der Mann nebenan Ernst machen würde.

Justus hatte zu Bob und Peter geäußert, daß drei Verdächtige dafür in Frage kamen, die Bremsen an Constances Transporter beschädigt zu haben. Oscar Slater und Paul Donner waren zwei davon. Der dritte Verdächtige, den Justus gemeint hatte, war der mysteriöse Anrufer, der ihnen für Flukeys Befreiung hundert Dollar versprochen hatte: ›Den Waaal ins Meer zurückbringen.«

In Wirklichkeit hatte er den drei ??? diesen Auftrag gegeben, um zu verhindern, daß Oscar Slater Flukey für die Suche nach Kapitän Carmels Boot benutzte. Er wollte nicht, daß das Bootswrack aufgespürt würde. Er wollte nicht, daß die Ladung an Bord jemals wieder zum Vorschein kam.

Und wenn er schon zuvor in Kauf genommen hatte, daß Constance und die drei Jungen in Lebensgefahr gerieten – was sollte ihn davon abhalten, seine Drohung gegenüber Justus jetzt auszuführen?

Justus kniete an der Tür und zog sein Schweizer Messer heraus. Wenn er das Schloß aufbekäme . . .

Gewiß war der Mann sehr groß, ja riesenhaft. Aber er war auch fett. Nicht stämmig, wie es Justus war. Er hatte wabbliges Fett unter der Haut. Justus hatte bemerkt, wie weich sich Arme und Brust anfühlten. Wenn er den Mann nun angreifen würde, solange dieser nicht darauf gefaßt war . . .

Justus bohrte die Klinge seines Messers in das Schloß.

Er arbeitete so geräuschlos wie möglich. Er konnte den Mann auf dem Holzboden im Raum nebenan auf und ab gehen hören. Er war darauf bedacht, die Messerklinge nur zu bewegen, wenn ein Dielenbrett knarrte.

Und dann, ganz plötzlich, war vorsichtiges Vermeiden von Geräuschen überflüssig. Justus hörte ein ohrenbetäubendes Krachen. Es klang wie splitterndes Holz. War der Mann durch den Fußboden gebrochen?

Er drückte den Riegel des Schlosses zurück und riß die Tür auf. Im gleichen Augenblick, als er ins Zimmer stürzte, splitterte und barst vorn die Eingangstür.

in der plötzlichen Helligkeit kam es Justus so vor, als sei der Raum voller durch die Luft sausender Körper. Peter hechtete in einem Riesensatz vor, und der große Mann stürzte rücklings zu Boden. Bob kam durch die offene Tür herzugerast.

im nächsten Augenblick hatten die drei ??? ihr Vorgehen aufeinander abgestimmt und präsentierten sich als gut eingespieltes Team. Ehe der riesige Mann im Anorak sich aufrappeln konnte, waren Justus und Peter zur Tür hinaus, auf der Veranda, dann auf dem Gehweg. Bob kam dicht hinterher.

»Jetzt aber los!« rief Justus.

Das war ein abgesprochenes Signal, das Justus schon bei mehreren Gelegenheiten erfolgreich gegeben hatte. Es bedeutete, daß die drei ??? sich in verschiedene Richtungen abzusetzen hatten.

»Dein Fahrrad steht hier«, rief Bob zu Justus hinüber, als er auf sein eigenes Rad sprang und Peter blitzartig das seine bestieg.

Noch ehe der Entführer die Veranda erreichte, waren die drei Jungen außer Sicht, denn sie radelten in irrsinnigem Tempo weg, ›jetzt aber los!‹

Allmählich wird die Frage, was denn nun in Kapitän Carmels gesunkenem Boot lagert, zum Brennpunkt des Interesses, nicht wahr?



Es muß etwas ungeheuer Belastendes für Justus' Entführer sein, sonst wäre er in seinem Handeln und mit seinen Drohungen nicht so weit gegangen. Für Oscar Slater hingegen scheint die gesunkene Ladung entweder ungeheuer wichtig oder ungeheuer wertvoll zu sein. Taschenrechner? O nein, ich denke, das können wir vergessen . . .

Die beiden langen Stangen

»Erst waren wir ziemlich ratlos«, mußte Bob gestehen. »Als wir dein Fahrrad am Musikpavillon fanden, da wußten wir, daß etwas schiefgegangen war. Und es gab auch keine Kreidezeichen mehr, die aus dem Park herausführten.«

Justus nickte. »Ich bin froh, daß ich vorher anrief und euch sagte, wohin ich gehe«, meinte er.

Es war früh am nächsten Morgen. Die drei ??? hatten sich an einer kleinen, felsigen Bucht getroffen. Sie waren schon in der Badehose.

Justus hatte Constance angerufen, sobald er am Abend zuvor nach Hause gekommen war, und ihr berichtet, daß alles in Ordnung war. Er war nicht mehr gefangen, und sie konnten ihr Vorhaben, das gesunkene Boot zu suchen, fortsetzen. Und nun warteten die Jungen hier auf Constance.

»Bob hat es schließlich ausgeknobelt«, erklärte Peter weiter. »Als wir einen Ölfleck auf der Straße sahen und eines deiner Kreidezeichen dicht daneben, da tippte Bob darauf, daß hier ein alter Wagen geparkt hatte und du darin fortgebracht worden warst.«

»Ja, aber Peter entdeckte dann, etwa hundert Meter weiter, noch eine Ölspur«, warf Bob ein. »Und danach war es ganz einfach. Wir mußten nur den Ölflecken folgen, bis wir die Klapperkiste in der Zufahrt zu dem Haus dort sahen.«

Er blickte auf. Ein Abschleppwagen kam langsam rückwärts den Feldweg heruntergefahren, der zu der Bucht führte. Hinten im Wagen, sorgfältig zwischen Schichten nassen Schaumgummis gepackt, lag Flukey. Er hatte die Augen geschlossen und sah glücklich und zufrieden aus.

Der Wagen fuhr auf dem schmalen Sandstrand weiter rückwärts, bis er mit der Hinterachse im Wasser stand. Constance hatte diese entlegene Bucht ausgewählt, weil hier das Ufer ungewöhnlich steil verlief. Nach wenigen Metern war das Wasser schon so tief, daß Flukey schwimmen konnte.

Constance und ihr mexikanischer Freund kletterten aus dem Führerhaus. Sie trug einen Taucheranzug und hatte eine Tauchermaske umgehängt. Sie ging zum Heck des Fahrzeugs, beugte sich im Wasser zu Flukey und tätschelte ihn.

Peter konnte jetzt sehen, daß unter Flukeys Körper kräftige Segeltuchgurte lagen. Gemeinsam zogen Peter und der junge Mexikaner die losen Enden der Gurte zusammen und banden sie am baumelnden Haken des Krans fest. Währenddessen streichelte Constance Flukeys Kopf und sprach beruhigend auf ihn ein.

Der Wal machte aber keineswegs einen ängstlichen Eindruck. Er öffnete die Augen und wedelte mit der Schwanzflosse, als der Kran ihn von der Ladefläche des Wagens in die Luft hob. Dann faßten die drei Jungen gemeinsam an und schoben den Wal vom Wagen weg, hinaus über die Wasserfläche.

Der Mexikaner, der die Winde betätigte, ließ den Wal behutsam ins Meer hinab. Flukey konnte sich in seinem Gurt noch nicht bewegen, aber er zappelte nicht und lag ganz still, bis Peter die Gurtbänder vom Haken löste. Die Schlaufen gingen auf, Flukey glitt heraus und schwamm ein paar Meter in den Ozean hinaus.

Nun war er wieder frei. Frei und in seiner Umwelt.

»Bleib da, Flukey. Schön dableiben, Baby«, rief ihm Constance zu.

Er gehorchte sofort. Flink drehte er sich um seine Achse und

schwamm dorthin zurück, wo Constance bis zur Taille im Wasser stand. Er stupste sie an, und sie strich ihm über den Kopf. »Alles klar«, sagte sie zu ihrem Freund. »Muchas gracias.«

Der Mexikaner lächelte und stieg wieder in seinen Abschleppwagen. »Buena suerte!« rief er beim Wegfahren.

»Viel Glück!«

»Startklar?« fragte Constance die drei ??? . Sie sah aufs Meer hinaus. Hundert Meter vor der Küste wartete Oscar Slater in seinem großen Motorboot auf sie.

»Nimm den Kassettenrecorder mit«, trug Constance Justus auf.

»Ich glaube zwar nicht, daß wir ihn brauchen werden. Flukey wird schon nicht durchbrennen, nicht wahr, Flukey? Aber für den Notfall sollten wir den Recorder bei uns haben.«

»Constance!« Justus watete ins Wasser, bis er neben ihr stand. Die beiden Freunde kamen auch heran.

»Was gibt's, Justus?«

»Ich habe mir das überlegt«, fing Justus an. »Ich finde, Bob sollte besser mit dem Recorder am Ufer bleiben.«

»Warum das?«

Justus erklärte es ihr, Es war ja möglich, daß Oscar Slater die Ladung Taschenrechner doch schon in Mexiko an Land gebracht hatte. »Und falls das zutrifft«, schloß er, »dann will Slater Sie möglicherweise um Ihren Anteil an dem, was sich nun unten im Wrack befindet, prellen. Er könnte versuchen, Flukey zu kidnappen. Bob wäre für diesen Fall unsere Rettung.«

Constance hörte ihm aufmerksam zu. »Stimmen diese Tagesangaben auch wirklich?« fragte sie.

»Ganz sicher«, beruhigte sie Justus. »Wir ließen das durch Mr. Hitchcock bei der mexikanischen Einreisebehörde feststellen. Das Boot war tatsächlich in La Paz eingelaufen.«

Constance überlegte eine Minute lang.

»Na schön.« Sie schob die Taucherbrille über die Augen. »Ich schätze, Flukey und Peter und ich schaffen die Taucherei auch ohne Bob. Komm mit, Flukey.«

Sie wandte sich um und schwamm rasch ins Meer hinaus. Flukey glitt neben ihr durchs Wasser. Justus kam etwas langsamer nach. Peter ging nochmals ans Ufer und holte einen kleinen, in Plastikfolie eingeschweißten Gegenstand, den Justus vorher zur Bucht mitgenommen hatte. Peter stellte sich mit dem Rücken zu Bob auf, und dieser befestigte den Beutel mit einer Schnur hinten am Bund von Peters Badehose. In dem Beutel steckte ein Walkie-talkie.

»Meinst du, du kannst damit ungehindert schwimmen?« fragte Bob.

»Klar. Jetzt spüre ich das Gewicht deutlich, aber wenn ich erst im Wasser bin, ist es keine Belastung mehr.«

Bob schaute zu, wie sein Freund ins Meer hinauswatete. Peter hatte recht. Sobald ihm das Wasser bis über die Hüfte reichte, bekam der Plastikbeutel mit dem Walkie-talkie Auftrieb. Peter warf sich nach vorn und schwamm in kräftigen Zügen los. Bald hatte er Justus eingeholt.

Bob schritt über das Ufer zurück. Er hob das luftdichte Metallkästchen mit dem Kassettenrecorder auf, und dann holte er ein zweites Walkie-talkie, das er zuvor in seinen Pullover gewickelt und aufs Fahrrad geschnallt hatte.

Er zog die Antenne aus und schaltete auf Empfang.

Er suchte sich einen trockenen Felsen, zog den Pullover an und setzte sich hin. Das Walkie-talkie hielt er auf dem Schoß, der Kassettenrecorder in seinem Metallgehäuse lag auf dem Fels neben ihm. Er blickte aufs Wasser hinaus und sah, daß Constance und Flukey Slaters Boot bereits erreicht hatten.

»Willkommen an Bord«, grüßte Slater und streckte Constance die Hand hin, um ihr ins Boot zu helfen.

Sie übersah seine Geste. »Bleib hier, Flukey«, sagte sie. »Guter Flukey, schön hierbleiben.« Sie griff mit beiden Händen nach der niedrigen hölzernen Reling und schwang sich mit einer einzigen eleganten Bewegung an Bord.

Justus kletterte hinter ihr mit erheblich größerer Anstrengung

an Deck. Peter blieb im Wasser und ließ sich beim Boot auf dem Rücken treiben.

»Können wir die Ausrüstung überprüfen, Mr. Slater?« fragte Justus.

»Natürlich.« Slater führte ihn in die Kajüte und zeigte ihm die kleine Videokamera. Justus untersuchte sie und wandte sich dann zum Bildschirm am Schott über dem Steuer.

»Sind Sie sicher, daß die Kamera unter Wasser funktioniert?« fragte er Slater.

»Natürlich. Constance hat das Gerät bei ›Ocean World‹ entliehen. Dort wird es oft eingesetzt.« Er sagte ›natüüürllich‹ und ›Gerääät‹. »Sonst noch 'ne dumme Frage?«

Justus hatte vorsorglich genügend dumme Fragen auf Lager, damit Peter Zeit hatte, an Bord zu klettern, den Plastikbeutel von seinem Hosenbund abzunehmen und das Walkie-talkie in dem Schließfach im Achterschiff zu verstecken, ohne daß Slater etwas davon merkte. Justus war ein vollendeter Schauspieler, wenn er es darauf anlegte, und eine seiner besten Rollen war, den Einfaltspinsel zu spielen.

»Ich wüßte gern, wie weit der Sendebereich unter Wasser ist«, sagte er. »Wie nahe muß Flukey beim Boot bleiben?«

»Bis fünfzig Meter geht es ganz gut.« Slaters kahler Kopf schien vor Ärger zu glänzen. »Hat dir denn Constance das alles nicht schon erklärt?«

»O ja, doch. Aber mit dem Suchscheinwerfer, den sie an Flukeys Kopf befestigen wird . . .«

Weiter brauchte er sich nicht zu bemühen. Peter stand auf dem Achterdeck und strich sich mit den Fingern durch das nasse Haar. Es war das verabredete Signal. Der Plastikbeutel war nun gut versteckt.

»O ja, jetzt sehe ich, daß es ein sehr starker Scheinwerfer ist«, schloß Justus.

»Dann wollen wir mal.« Slater ging übers Deck nach hinten. Constance lehnte sich über die Bootswand und redete liebevoll und beruhigend auf Flukey ein.

»Wo ist denn der dritte Junge?« fragte Slater. »Ich dachte, die seien zu dritt.«

»Bob ist erkältet«, erklärte Peter. »Er bleibt lieber am Ufer. Sonst . . .«

»Schon gut.« Slater hakte das Tau los, womit das Steuer auf Geradeaus-Kurs gehalten wurde, und legte die Hand auf den Gashebel des Außenbordmotors. »Wie schnell schwimmt denn Ihr Fisch?« wandte er sich an Constance.

»Flukey ist kein Fisch«, verwahrte sich Constance schroff dagegen. »Flukey ist ein hochintelligentes, hochentwickeltes Säugetier. Und er schwimmt mindestens fünfundzwanzig Kilometer in der Stunde, wenn ihm danach zumute ist. Aber ich schlage vor, daß Sie nicht mehr als acht Knoten machen. Ich möchte nicht, daß er sich überanstrengt.«

»Ja, wenn Sie meinen . . .« Slater gab Gas und steuerte auf die offene See hinaus. Constance blieb an ihrem Platz. Sie beugte sich über die Reling und sprach auf Flukey ein, der munter neben dem Boot herschwamm und zwischendurch in langen, anmutigen Bögen hochschnellte und untertauchte.

»Die Männer von der Küstenwache, die uns retteten, sagten mir, daß wir acht Kilometer vom Ufer entfernt gewesen waren«, erinnerte sich Slater.

Justus warf Peter einen Blick zu. Es gab da ein paar wichtige Fragen. Aber in seiner Rolle als Dummerjan zog er es vor, daß Peter sie stellte.

»Wie lange?« Justus bewegte die Lippen fast geräuschlos.

Peter begriff sofort. »Wie lange waren Sie im Wasser?«

»Mindestens zwei Stunden«, antwortete Slater.

»Ebbe oder Flut?« sprach Justus stumm vor.

»Bei Ebbe oder bei Flut?« fragte Peter.

»Es wurde gerade dunkel«, entsann sich Slater. »Und die Wellen waren so hoch, daß man kaum etwas sehen konnte. Aber ich sah gelegentlich zum Ufer hin, und das schien sich immer weiter zu entfernen, sosehr wir auch versuchten, darauf zuzuschwimmen. Also nehme ich an, daß gerade Ebbe war.«

Zwei Stunden, rechnete sich Justus schweigend aus. Er rief sich die Nacht des Unwetters ins Gedächtnis zurück. Der schwere Sturm war von Nordwesten aufgezogen. Somit hatte der Wind die Schiffbrüchigen parallel zum Ufer getrieben, und Justus konnte diesen Faktor in seinen Berechnungen vernachlässigen. Behindert durch ihre Rettungswesten, hatten Kapitän Carmel und Oscar Slater der Ebbeströmung wenig Widerstand entgegenzusetzen gehabt. Justus schätzte ab, daß sie die Männer in zwei Stunden etwa drei Kilometer weiter in die See hinausgetragen hatte.

Er trat wie zufällig an Peter heran und flüsterte ihm etwas zu. »Ich würde sagen, das Boot sank etwa fünf Kilometer vor der Küste«, äußerte Peter daraufhin.

»Wie kommst du darauf?« fragte Slater.

»Na, bei den Windverhältnissen und so«, erklärte Peter vage.

»Mag sein. Deine Schätzung ist so gut wie meine.« Slater sah auf die Uhr und stellte einige Berechnungen an. Er drosselte die Geschwindigkeit.

»Wir sind jetzt etwa fünf Kilometer vom Ufer weg«, sagte er nach einer Minute. Er wandte sich an Constance. »Na, wie ist das nun? Schirren wir dieses Säugetier an und bleiben wir in der Entfernung, in der wir uns jetzt befinden. Und dann suchen wir auf dieser Linie in beiden Richtungen.«

Er drehte bei, so daß das Boot langsam parallel zum Ufer dahintuckerte.

»Flukey!« rief Constance. »Komm hierher, Flukey.« Sie griff nach den Segeltuchgurten auf dem Deck neben ihr. Daran hatte sie bereits die Fernsehkamera und den Suchscheinwerfer befestigt. Sie ließ sich ins Wasser gleiten und legte Flukey die Gurte um.

Justus zupfte an seiner Unterlippe. Fünf Kilometer vom Ufer, dachte er. Aber fünf Kilometer von welchem Punkt? Slaters vager Information zufolge hätte das Boot entlang einem fünfzehn Kilometer langen Streifen an jeder beliebigen Stelle auf Grund gegangen sein können. Es war, als suche man eine

Stecknadel in einem Heuhaufen, falls sie die Lage des Wracks nicht noch genauer bestimmen konnten.

Nun hatte Constance Lampe und Fernsehkamera an Flukeys Kopf befestigt. Sie kletterte wieder an Bord. Justus schlenderte zu ihr hin – »Hat Ihnen Ihr Vater denn gar nichts Näheres gesagt?« fragte er. »Irgendwas Genaues über diese Nacht mit dem Unwetter?«

Constance schüttelte den Kopf. »Nichts, was mir irgendwie sinnvoll vorkam«, antwortete sie. »Ich sagte dir doch, wie er sich ausdrückte.«

Justus erinnerte sich. Die beiden langen Stangen zusammenbringen. Das konnte alles mögliche bedeuten.

Justus schaute zum fünf Kilometer entfernten Ufer hinüber. Da gab es nicht viel zu sehen. Die Steilküste ragte hoch auf und gab nur auf die ferne Silhouette der Berge den Blick frei. Hier und da war ein Haus auf einer Bergkuppe zu sehen. Ein vielstöckiges Geschäftshaus erhob sich aus der Landschaft. Es gab einen hohen Sendemast auf einer Bergspitze, und ein Stück weiter rechts ragte etwas auf, das wie ein Fabrikschornstein aussah.

»Du ziehst am besten deinen Taucheranzug an, Peter«, riet Constance. »Und dann kontrollieren wir die Sauerstoffgeräte, damit wir später bereit sind, mit Flukey zu tauchen.«

Peter nickte und ging nach vorn zur Kajüte, wo die Tauchausrüstung bereitlag.

Justus sah noch immer angespannt zum Ufer hin. Er knetete heftig seine Unterlippe.

Diego Carmel war ein erfahrener Bootsführer. Als er erkannt hatte, daß sein Boot sinken würde, hätte er doch bestimmt versucht, sich über seine Position zu orientieren und sie sich zu merken. Wenn er sich nur schon so weit erholt hätte, daß er reden könnte . . .

Justus' Blick glitt von dem Sendemast zu dem hohen Schornstein. Plötzlich sah er beide, wie sie bei einem Sturm in der Dämmerung aussehen würden.

»Zwei lange Stangen.«

Er packte Slater beim Arm. Jetzt war es nicht mehr angebracht, sich dumm zu stellen.

»Die beiden langen Stangen zusammenbringen!« rief er ganz aufgeregt.

»Was? Was faselst du da, Junge?«

»Kapitän Carmel«, fing Justus an. »Als das Boot zu sinken anfang, versuchte Carmel einen festen Bezugspunkt am Ufer zu finden. Und da sah er diesen Sendemast mit dem Fabrik-schornstein dahinter.«

»Na und?«

»Sehen Sie es denn nicht?« Es schien Justus, als sei nun Slater der Einfältige. »Um das gesunkene Boot zu finden, müssen wir lediglich an der Küste entlang zurückfahren, bis diese beiden hohen Bauten, die ›Stangen‹, zur Deckung kommen!«

Gefahr in der Tiefe

Justus stand auf dem Vorderdeck, das Fernglas vor den Augen. Er hatte es auf die fünf Kilometer entfernte Uferlinie eingestellt. Während das Boot an der Küste entlangfuhr, rückten der Mast und der Schornstein immer näher zusammen. Noch etwa hundert Meter, rechnete Justus sich aus.

Slater war am Steuer. »Fahrt wegnehmen«, rief ihm Justus zu. »Achtung!« Näher, noch näher. Und dann schoben sie sich übereinander. Nun befand sich der Mast genau vor dem Schornstein. Damit waren die zwei langen Stangen zusammengebracht.

»Hier«, rief Justus. »Hier stoppen.« Er nahm das Fernglas von den Augen.

Das Wasser war zu tief, um den Anker auszuwerfen. Slater würde das Boot an Ort und Stelle halten müssen, indem er den Motor mit ganz schwacher Kraft gegen die Ebbebestromung einsetzte.

Justus beobachtete Slater, als er den Bug zum Ufer hindrehte. Vor einigen Minuten hatte er noch gedacht, Slater sei kein Kirchenlicht, aber inzwischen hatte er gemerkt, daß in diesem Kahlkopf eine Menge Grips steckte. Der Mann ging ganz routiniert mit dem Boot um.

»Alles klar, Peter?« Constance hatte das Sauerstoffgerät nun an Peters Rücken befestigt. Er schob die Maske über den Augen zurecht, während Constance den Atemschlauch prüfte und den Luftdruck kontrollierte.

Nach der Füllstandsanzeige war der Sauerstofftank voll.

Mit watschelndem Gang folgte Peter in seinen Flossen Constance zur Reling, Sie setzte sich und ließ sich dann, über die Bootswand hinausgelehnt, weich nach hinten fallen.

Peter machte es ebenso.

Etwa einen Meter unter der Oberfläche streckte er sich aus und glitt durchs Wasser, das Gesicht nach unten gerichtet. Er versuchte sich an alles zu erinnern, was er übers Tauchen gelernt hatte: Durch den Mund atmen, damit die Maske innen nicht beschlägt. Und immer auf den Luftschlauch achten, damit er nicht geknickt wird. Erst dann tauchen, wenn die Feuchtigkeit im Taucheranzug sich allmählich der Körpertemperatur angepaßt hat, Je tiefer man taucht, um so kälter das Wasser und um so höher der Druck. Beim ersten Anzeichen von Schwindel sofort auftauchen, aber nicht zu schnell.

Einige Minuten lang schwamm Peter dicht unter der Oberfläche. Er wedelte gemächlich mit den Flossen und nahm sich Zeit, sich zu entspannen und an die Welt unter Wasser zu gewöhnen.

Immer wieder war er vom Tauchen begeistert. Mit dem bleibeschwerten Gürtel um die Taille, der dem Auftrieb entgegenwirken sollte, kam er sich vor, als fliege er. Fliegen können wie ein Vogel – das herrliche Gefühl der Freiheit.

Constance und Flukey schwebten wenige Meter von ihm entfernt. Peter hob die Hand und bildete mit Daumen und Zeigefinger einen Kreis. Er war jetzt bereit, in die Tiefe zu gehen.

Constance tätschelte Flukeys Rücken. Mit dem hellen Lichtstrahl des Scheinwerfers vor sich glitt der Wal hinunter. Immer tiefer. Tiefer als Peter oder selbst Constance ihm zu folgen vermochten.

Justus hielt den Blick auf den Bildschirm im Cockpit des Bootes gerichtet. Slater am Steuer behielt ihn auch im Auge.

Das war faszinierend, dachte Justus. Als schaue man einem Raumfahrtmanöver zu. Der Lichtkreis auf dem kleinen Bildschirm schien den Himmel zu erforschen. Einen dunstüberhangenen, manchmal bewölkten Himmel, durch den urplötzlich Fische wie ein Insektenschwarm schossen.

Immer wenn Flukey sich zu weit vom Boot entfernte, leuchtete der Lichtkreis schwächer. Sofort nahm Slater Kurs aufs Ufer, brachte den Sendemast und den Schornstein zur Deckung und folgte der Richtung, die Flukey eingeschlagen hatte. Wenn dann der Lichtkreis wieder heller wurde, hielt er das Boot ohne Fahrt auf der Stelle.

Eine sandige Fläche, Kies, ein Büschel Tang erschien auf dem Bildschirm. Flukey hatte den Meeresboden erreicht. Die Kamera an seinem Kopf suchte ihn Meter für Meter ab.

Peter war beim Tauchen weit oberhalb Flukeys zurückgeblieben. Er wagte sich nicht tiefer. Aus seinem Tauchkurs wußte er, daß der Taucher eine eigenartige Empfindung, ähnlich der Trunkenheit, verspürt, wenn der Druck auf den menschlichen Körper zu stark wird. Er wird dann leichtsinnig und neigt zu törichten, unkontrollierten Handlungen, die sein Leben gefährden können.

Tief unten konnte er den Schimmer von Flukeys Lampe sehen. Flukey ist gut dran, dachte er. Sein Körper ist an große Tiefen besser angepaßt, Constance hatte ihm erzählt, daß manche Wale eine Meile tief tauchen und bis zu einer Stunde unter Wasser bleiben können.

Peter hob die Hand, um seinen Luftschlauch glattzustreichen. Er ließ die Finger über den gebogenen Schlauch bis zum Tank auf seinem Rücken gleiten.

Merkwürdig, dachte er. Er spürte keinen Knick im Schlauch, und doch . . . Angstvoll tastete er nochmals den Schlauch ab. Irgendwo mußte doch ein Knick sein. Es war nicht anders möglich, denn er bekam keine Luft mehr in die Lungen. Er konnte nicht atmen.

Er griff zur Schließe des beschwerten Gürtels. Atem anhalten, sagte er sich. Den Gürtel abnehmen. Nur keine Panik, du Hasenfuß. Erst mal die Schließe aufbekommen.

Doch er schien gar kein Gefühl mehr in den Fingern zu haben. Und mit seinen Augen war etwas nicht in Ordnung. Das Wasser um ihn her schien langsam seine Farbe zu verändern. Es wurde zu blassem Rosa und dann zu immer dunklerem Rot.

So dunkel schließlich, daß es wie Schwarz aussah . . .

Er rang jetzt nach Luft und versuchte sich mit den Flossen abzustoßen und sich durch die Dunkelheit nach oben zu kämpfen, versuchte . . .

Grelles Licht blendete ihn plötzlich. Er spürte einen wuchtigen Stoß gegen seine Brust. Etwas so Kraftvolles wie ein Bulldozer hob ihn an und schob ihn stetig zur Oberfläche hoch.

Er leistete keinen Widerstand. Mit letzter, versiegender Kraft klammerte er sich an das rätselhafte Ding, an diesen massigen Koloß, der ihn aufwärts beförderte.

Sein Kopf durchstieß den Wasserspiegel. Eine Hand streckte sich ihm entgegen und zog ihm die Maske ab. Er öffnete den Mund und nahm einen herzhaften Zug frische Luft.

Allmählich wich die rote Dämmerung vor seinen Augen. Er schaute hinunter und sah unter sich eine verschwommene Form.

Er blickte genauer hin.

Er sah Gurtbänder aus Segeltuch. Eine Lampe. Eine Kamera. Er lag ausgestreckt auf Flukeys Rücken.

Und Constance war neben ihm im Wasser. Sie hatte Peter die Maske abgenommen.

»Noch nicht sprechen«, sagte sie. »Immer tief durchatmen. In einer Minute geht's dir wieder gut.«

Peter tat wie geheißen. Er lag ganz ruhig, die Wange an Flu-

keys Rücken geschmiegt. Mit der Zeit fiel ihm das Atmen wieder leichter. Er keuchte nicht mehr. Diese schreckliche rote Dunkelheit vor seinen Augen hatte sich aufgelöst. Schließlich fühlte er sich stark genug, um zu sprechen.

Doch ehe er Fragen stellen konnte, ehe er sich erkundigte, was passiert war, gab es eines, das er als allererstes sagen wollte.

»Du hast mir das Leben gerettet, Flukey.«

»Na, und zu Anfang hast du ihm das Leben gerettet, nicht wahr?« Constance legte die Hand auf Flukeys Kopf. »Das wird er nie vergessen . . .«

Sie brach ab, als das Boot längsseits kam. Justus, der am Steuer saß, brachte es zum Halten. Oscar Slater lehnte sich über die Reling.

»Ich hab's gesehen!« rief er. Nun schien sein kahler Kopf vor Aufregung zu glänzen. »Es war nur einen Augenblick auf dem Bildschirm. Aber ich weiß bestimmt, daß ich es sah. Das Boot Ihres Vaters, Constance!«

Er wandte sich an Justus. »Bleib mit dem Boot genau hier. Das Wrack muß unmittelbar unter uns sein. Es war auf dem Bildschirm ganz kurz zu sehen, als Flukey zur Oberfläche auftauchte, und dann sah ich Peter. Also muß es . . .«

»Das ist doch jetzt nicht wichtig«, unterbrach ihn Constance schroff. »Jetzt geht es darum, daß wir Peter an Bord bringen und erfahren, was passiert ist – was da schiefgegangen ist.«

»Aber ich sage doch . . .« Slater hieb vor Ungeduld mit der Faust auf die Reling.

»Später«, erwiderte Constance. »Gehen Sie wieder ans Steuer, Mr. Slater. Justus, komm her und hilf uns.«

Slater zögerte. Aber er wußte, daß Constance hier das Kommando hatte. Zumindest jetzt. Ohne ihre Hilfe könnte er niemals diese Ladung aus dem gesunkenen Boot bergen. Er nickte verdrossen und löste Justus am Steuer ab.

Zu zweit halfen Justus und Constance Peter an Deck. Da er sich noch immer ein wenig schwach fühlte, setzte er sich gleich

hin, und Constance brachte ihm einen Becher heißen Kaffee, während Justus die Tragegurte löste und ihm das Atemgerät abnahm,

»Alles in Ordnung. Was war denn?« fragte Constance. »Ich merkte, daß du Probleme hattest, aber den Grund kannte ich ja nicht. Was spürtest du denn? Der Druck kann es nicht gewesen sein, dazu warst du nicht tief genug. Was war es nun?«

»Ich konnte einfach nicht mehr atmen.« Peter schlürfte den heißen Kaffee. Er schmeckte wunderbar. »Ich bekam keine Luft mehr durch den Schlauch. Erst dachte ich, es müsse ein Knick drin sein. Aber das war nicht der Fall.«

Er schilderte, wie alles um ihn her rot wurde, dann dunkelrot und schwarz.

»Kohlendioxid«, stellte Constance fest. »Du hast Kohlendioxid anstatt Sauerstoff eingeatmet.«

Sie nahm das Atemgerät an sich und öffnete das Ventil. Es kam kein Zischen. »Kein Wunder, daß du nicht atmen konntest«, erklärte Constance. »Der Tank war nämlich leer.«

»Aber wir hatten das doch kontrolliert!«

Justus untersuchte das Manometer. Die Anzeigenadel stand noch immer auf ›Voll‹. Er zeigte es Constance.

»Sieht so aus, als hätte jemand die Anzeige hier festgestellt«, sagte er, »und dann die ganze Luft aus dem Gerät herausgelassen.« Constance mußte zustimmen. Es war die einzig mögliche Erklärung.

»Woher stammt dieses Tauchgerät?« fragte Justus.

»Von ›Ocean World‹. Ich brachte es gestern abend selbst an Bord. Und da war noch alles in tadellosem Zustand.«

Sie ging zu Slater hinüber.

»An Peters Lufttank hatte sich jemand zu schaffen gemacht«, sagte sie erbittert. »Ich möchte nur wissen . . .«

»Sie wollen doch damit nicht sagen, daß ich das war, oder?« Slater wandte sich verärgert vom Steuer ab. »Mir geht es nur darum, dieses Zeug aus dem Wrack zu holen. Ich habe Ihre

Ausrüstung nicht angerührt, seit Sie sie an Bord brachten. Wozu auch? Glauben Sie, mir behagen all diese ärgerlichen Verzögerungen? Alles, was ich will . . .«

Er wettete weiter über das, was er wollte: Sie waren nun unmittelbar über dem gesunkenen Charterboot. Die Taschenrechner befanden sich in einer wasserdichten Metallkassette in der Kajüte. Und darin hatte er all das Geld investiert. Warum konnten sie nun nicht weitermachen und das Zeug an Bord holen?

Justus wußte, daß Slater in einem Punkt die Wahrheit gesagt hatte. Er hatte keinerlei Veranlassung dazu, das Tauchgerät zu beschädigen. Und doch – einer hatte es getan.

»Könnte jemand gestern abend oder heute früh an Bord gekommen sein, Mr. Slater?« fragte er.

»Nein.« Slater schüttelte den Kopf. »Das Boot war an der Anlegestelle festgemacht, und ich schlief unter Deck. Ich ging auch nicht mehr an Land, nachdem Constance von Bord gegangen war.«

»Bekamen Sie irgendwelchen Besuch?«

»Nein. Ach ja, mein alter Freund, Paul Donner. Er kam zu mir herunter, und wir tranken zusammen was. Aber von Paul kann ich mir nicht vorstellen . . .«

»Wie lange kennen Sie Paul Donner schon?« hakte Justus ein.

»Wer ist er? Was wissen Sie über ihn?«

»Fragen. Immer diese dummen Fragen.« Slater faßte sich an den blanken Schädel. »Lassen wir jetzt doch das alles. Machen wir endlich weiter, holen wir uns die Kassette . . .«

»Beantworten Sie Justus die Fragen.« Constance stellte sich dicht vor Slater hin, die Hände in die Hüften gestemmt. »Sie beantworten jetzt seine sämtlichen Fragen. Und zwar auf der Stelle, Mr. Slater. Denn ehe Sie das nicht tun, gehe ich nicht zu dem Wrack hinunter.«

»Na schön«, lenkte Slater murrend ein. Er mußte klein begeben. »Wie lange ich Paul Donner kenne? Das willst du wissen?«

Justus nickte.

»Ich begegnete ihm vor ein paar Jahren in Europa. Wir waren dort beide hin – geschäftlich unterwegs. Und dann traf ich ihn wieder in Mexiko.«

»Wann war das?«

»Oh, das war mehrmals.«

»Also auch beim letzten Mal, als Sie dort waren, Mr. Slater?«
bohrte Justus beharrlich weiter.

»Klar. Ich glaube schon. Er hat eine kleine Druckerei in La Paz. Und wir waren ja wohl alte Freunde. Ich habe mich immer mit ihm getroffen, wenn ich hinkam. Was gibt es daran auszusetzen?«

Justus schwieg einen Augenblick und überlegte.

»Sonst noch was, Justus?« wollte Constance nachhelfen.

»Nein. Nein, das ist alles, was ich wissen wollte«, gab Justus zurück.

»Gut.« Slater wandte sich wieder an Constance. »Dann können wir jetzt weitermachen?« fragte er.

»Sobald ich noch mein Sauerstoffgerät überprüft habe.«

Constance ging zurück aufs Deck. Justus sah zu, wie sie das Ventil öffnete. Er hörte das Zischen des entweichenden Sauerstoffs, ehe sie es wieder zudrehte. Der Saboteur hatte keine Zeit gehabt, um bei allen Geräten die Anzeigenadel festzustellen. Vielleicht hoffte er aber auch, daß ein einziger besorgniserregender Zwischenfall genügen würde, um dieser ganzen Bergungsaktion ein Ende zu setzen.

Justus ging zu Constance hin. »Ich finde, wir sollten lieber nachsehen, was die Metallkassette eigentlich enthält, ehe wir sie dann Slater übergeben«, flüsterte er.

Constance bedachte seinen Vorschlag. »Gut«, sagte sie nachdenklich. »So machen wir es, Justus.«

»Danke.«

Justus wußte ihr Vertrauen zu ihm zu schätzen, denn er war überzeugt, jetzt allen Fragen auf der Spur zu sein.

Das beschädigte Atemgerät. Slaters alter Freund aus Europa,

Paul Donner. Die Reise nach La Paz. Und diese einer Narbe gleichende Hautfalte unter Donners rechtem Auge. Der Erste Detektiv begann die Zusammenhänge zu erkennen.



»Immer diese dummen Fragen«, beschwerte sich Oscar Slater. Nun, ich hätte da ebenfalls ein paar Fragen: Wozu hat Paul Donner einen Besuch auf Slaters Boot gemacht? Wozu braucht ein Drucker eine Juwelierlupe, die sein Auge bei häufiger und längerer Benutzung so verräterisch verändert? Für welche Spezialaufträge muß er so gestochen scharf sehen und arbeiten? (Die Frage »Was enthält die Kassette?« ist doch wohl mittlerweile euer ständiger Begleiter, nicht wahr?)

Flukeys Lied

»Ich kann nicht so tief tauchen, um das Wrack zu erreichen.«
Constance stand im Cockpit und sah Slater an.

»Wie sollen wir dann . . . ?«

»Bitte unterbrechen Sie mich nicht, Mr. Slater. Beantworten Sie mir meine Fragen. Ich brauche sämtliche Informationen, die Sie mir geben können. Klar?«

Slater warf ihr einen Blick zu. Justus entging der Zorn in seinen Augen nicht.

»Immer noch mehr Fragen«, stieß er hervor. »Na schön. Was wollen Sie wissen?«

»Wo die Sachen sich befinden. Die Metallkassette mit diesen – diesen Taschenrechnern.«

»Nun, das, was wertvoll ist . . .« Slater versuchte, ihrem Blick standzuhalten. »Alles, was die Mühe lohnt, ist unter der Kojen in der Kajüte.«

»Ist es dort irgendwie befestigt, vielleicht festgezurr?«

»Nein.« Slater blickte voll Unbehagen wieder zur Seite. »Ihr Vater versuchte noch, das Schlauchboot zu Wasser zu bringen. Und wir wollten die Kassette mitnehmen. Aber dann – war dazu keine Zeit mehr. Das Boot war schon vollgelaufen . . .« Er zuckte resigniert die Schultern. »Und so konnten wir nichts retten.«

»Ist die Tür zur Kajüte abgeschlossen?«

»Nein. Sie ist offen und angelegt. Sie wissen ja . . .«

Constance nickte. Seit sie zehn Jahre alt war, hatte ihr Vater sie zum Angeln mit hinausgenommen. Das Charterboot war ihr bis in die kleinste Einzelheit vertraut.

»Ich weiß«, sagte sie. »Diese schweren Messinghaken im Deck. Papa benutzte sie, um die Tür offenzuhalten, damit er vorn Cockpit schnell mal zur Kajüte hinuntergehen und ein Bier holen konnte.«

»Ja, stimmt.« Slater sah Constance wieder an.

»Wie sieht die Kassette aus?«

»Dunkelgrün. Aus Stahl. Etwa sechzig Zentimeter lang und dreißig Zentimeter breit. Und vielleicht zwanzig Zentimeter hoch.«

»Hat sie einen Griff?«

»Ja. Wie . . . na ja, wie eine Geldkassette. Auf dem Deckel ist ein metallener Tragegriff.«

»Ich brauche Schnur.« Constance überlegte. Justus nahm an, daß sie sich fragte, wie sich die Kassette am besten aus dem Wrack herausholen ließe. »Eine gute, feste Schnur und einen Kleiderbügel aus Draht.«

»Sofort.«

Justus übernahm das Steuer, während Slater die Sachen holte. Constance drückte die seitlichen Ecken des Kleiderbügels zur Mitte zusammen und bog ihn rautenförmig zurecht. Dann bog sie den Haken hoch, bis er rechtwinklig abstand.

Sie wickelte das starke Nylonseil zu einer Rolle auf und knotete das Ende an den Drahtbügel.

»Also gut«, sagte sie. »Ich bin soweit.«

Peter trat vor. »Wenn Sie möchten . . .«, setzte er an.

Er wollte nicht mit Constance tauchen. Nachdem, was geschehen war, fand er, habe er nun einige Zeit genug vom Tauchen. Aber er mußte es anbieten. Er spürte einfach, daß er sich schlecht vorkommen würde, wenn er es nicht tat.

»Ich gehe mit runter, wenn Sie wollen«, schlug er vor.

Constance lächelte ihn an. »Nein, Peter, du bleibst hier. Ich möchte lieber, daß du an Bord bist, falls etwas schiefgehen sollte.«

Peter lächelte dankbar zurück. Sie machte es ihm absichtlich leicht. Aber so, wie sie sich ausdrückte, kam er sich gleich besser vor.

Er schaute zu, wie sie sich die Rolle Nylonseil über die Schulter hängte, die Maske aufsetzte und locker rücklings ins Wasser glitt.

Flukey hatte in kurzer Entfernung vom Boot gedöst. Als Constance auf ihn zuschwamm, öffnete er sofort die Augen. Wie er es immer tat, begrüßte er sie munter. Eine Minute lang streichelte ihm Constance den Rücken und drückte den Kopf gegen seine Flanke.

Peter konnte sehen, daß sie auf den kleinen Wal einsprach, aber sie war zu weit weg, als daß er hören konnte, was sie sagte.

Als er später darüber nachdachte, konnte er sich einfach nicht vorstellen, wie Constance es zuwege brachte, Flukey zu erklären, was er tun sollte. Zumindest nicht in Worten. Aber vielleicht brauchten die beiden gar keine Worte, um sich zu verständigen.

Er erinnerte sich daran, was er empfunden hatte, als er Constance und Flukey in Slaters Schwimmbecken beim Spiel zugesehen hatte. Die Freundschaft und das Vertrauen zwischen ihnen waren so tief, daß sie beide den gleichen Willen zu teilen schienen. Was Constance wollte, war auch Flukeys Wunsch.

Er sah die beiden untertauchen. Constance hatte noch immer den Arm um Flukey gelegt. In inniger Verbundenheit schwebten sie in die Tiefe.

Justus behielt den Bildschirm im Cockpit im Auge.

Er sah den Lichtkreis auf dem Schirm erscheinen, als irgendwo in der Tiefe des Ozeans Constance den an Flukeys Kopf befestigten Suchscheinwerfer einschaltete. Er sah zu, wie sich das Licht durchs trübe Wasser immer tiefer hinuntersenkte. Einmal flitzte eine Schar kleiner Fische über den Bildschirm.

Und dann kam wieder der Meeresboden in Sicht. Eine kreisförmige Sandfläche und Kies, ein von Entenmuscheln bedeckter Fels.

Slater stand hinter ihm am Steuer. Justus spürte, daß der Mann sich in plötzlicher Erregung straffte.

Flukeys Kamera hatte das Heck eines Bootes aufgenommen. »Da ist es.« Peter trat zu Justus hin.

Das Heck des Bootes kam immer größer in Sicht und füllte den Lichtkreis ganz aus. Es glitt schnell vorüber wie ein Verkehrszeichen auf der Autobahn. Nun bewegte sich das Licht über ein Bootsdeck. Justus erkannte die Speichen eines Steuerrads. Kurz trübte sich das Bild im Lichtkreis, dann erschien es wieder, noch heller als zuvor. Justus konnte einen Stuhl erkennen, dann ein Bullauge.

Flukey war in die Kajüte hineingeschwommen.

Einige Sekunden lang tanzten die Bilder auf dem Schirm so rasch hin und her, daß nichts zu erkennen war.

Justus konnte spüren, wie Slater vor Ungeduld erstarrte.

Allmählich ließ das Zucken und Flackern auf dem Bildschirm nach. Die Kamera blieb auf einen Gegenstand gerichtet, und dieser kam langsam immer schärfer ins Bild.

Es war eine Metallkassette.

»Da ist sie.« Slater hatte sich über dem Steuerrad nach vorn gebeugt, als wolle er die Kassette vom Bildschirm an sich reißen.

Die Kassette erschien immer größer und füllte schließlich den ganzen Lichtkreis aus, als Flukey mit der Kamera näher herankam. Dann sackte sie plötzlich nach unten weg und verschwand ganz. Auf dem Bildschirm war nichts mehr zu sehen als ein leerer weißer Kreis.

Erst war Justus verblüfft. War etwas mit der Kamera nicht in Ordnung? Dann wurde ihm klar, daß Flukey mit dem Kopf unter die Koje in der Kajüte vorgedrungen war. Das Objektiv der Kamera war nun auf das weißgestrichene Spant am Ende des Raums unter der Koje gerichtet.

Eine Minute lang verharrte die Kamera dort ganz ruhig. Dann geriet alles wieder in Bewegung. Die Bilder auf dem Schirm flitzten so schnell vorüber, daß man unmöglich etwas erkennen konnte. Justus meinte, er habe gerade noch unscharf die Reling des Bootes gesehen.

Doch das Bild verschwand, und der bekannte Lichtkreis im trüben Wasser erschien statt dessen wieder. Dann tauchte Flukey auf.

»Dummes Vieh.« Slater fluchte leise und hielt das Steuerrad mit beiden Händen gepackt. »Hat nicht mal versucht, die Kassette herauszuholen.« Er wandte sich zornig ab und schaute zum Ufer hin.

Es kümmerte Justus nicht weiter. Gerade hatte er auf dem Bildschirm etwas gesehen, das Slater entgangen war – ganz kurz war Constance beim Vorwärtsschwimmen erschienen. Ihre Hand streckte sich gegen das Objektiv aus. Das Licht auf dem Bildschirm schrumpfte zu einem Punkt, und dann blieb die Fläche dunkel. Constance hatte die Kamera abgeschaltet.

»Hier, nimm du das Steuer.« Slater packte Peter beim Arm. »Und versuch das Boot schön ruhig zu halten.«

Justus sah, wie Slater zur Reling eilte. Er folgte, dem Mann langsam, als Peter das Steuer übernahm. Aber Justus trat nicht zu Slater an die Reling. Er ging leise an ihm vorbei zum Heck und blieb dort beim Schließfach stehen. Er hielt den Blick auf die Wasseroberfläche gerichtet und wartete.

Er mußte nicht lange warten. Zwanzig Meter weiter tauchte Constances Kopf auf. Justus konnte sehen, daß sie das Nylonseil nicht mehr über der Schulter trug.

Flukey schwamm neben ihr her. Als der kleine Wal den Kopf hob, sah Justus noch etwas anderes. Kamera und Suchscheinwerfer waren abgenommen worden. Statt dessen war die flache grüne Metallkassette mit den Segeltuchgurten an Flukeys Kopf festgeschnallt.

Justus öffnete das Schrankfach und holte den wasserdichten Folienbeutel heraus, den Peter dort verstaut hatte. Er riß den Beutel auf und nahm das Walkie-talkie heraus. Er zog die Antenne ganz aus und schaltete auf ›Sendung‹.

»Bob«, sprach er eindringlich ins Mikrofon. »Bob, bitte Band einschalten.«

Er warf Slater einen Blick zu. Der kahlköpfige Mann hatte sich weit über die Reling gebeugt. Er brüllte Constance an. »Her damit!« gellte seine Stimme. »Bringen Sie diese Kassette her, auf der Stelle!«

»Bob, Band einschalten!« wiederholte Justus extra deutlich. »Laß Flukeys Lied hören.«

Die verlorene Kassette

»Verstanden, Just. Ende.«

Bob schaltete das Walkie-talkie ab und legte es auf den Felsen neben sich.

Von der Bucht aus war Slaters Boot nicht zu sehen. Er hatte keine Ahnung, wie weit es von hier entfernt sein mochte. Aber aus seinem Studium von Fachbüchern in der Bibliothek war ihm bekannt, daß Wale ein unglaublich scharfes Gehör haben. Allerdings haben sie keine Ohrmuscheln wie Menschen, sondern nur winzige Öffnungen in der Haut hinter den Augen. Dieses Organ ist freilich viel leistungsfähiger als das menschliche Ohr. Es kann mit Hilfe des Echos der eigenen

Stimme den Raum so gut ausloten, daß das Tier die genaue Größe und Form jedes unter Wasser befindlichen Objekts im Umkreis von mehreren hundert Metern ausmachen kann. Und den Begrüßungsruf oder Notschrei eines Artgenossen kann ein Wal im Wasser kilometerweit hören.

Rasch zog Bob Pullover und Schuhe aus. Dann griff er nach dem Recorder in der wasserdichten Metallkassette und watete ins Meer hinaus. Er ließ die Kassette ins Wasser gleiten und hielt sie so, während das Band zu laufen begann. Flukeys Lied, die Aufzeichnung seiner eigenen Stimme, wurde nun mit voller Lautstärke unter Wasser ausgesendet.

Ein menschliches Ohr würde es nicht hören können. Aber vielleicht würde Flukey es aufnehmen.

Auf Slaters Boot stand Justus noch immer im Heck. Er schob das Walkie-talkie schnell wieder in das Schließfach.

Zwanzig Meter vom Boot entfernt ließen sich Flukey und Constance Seite an Seite treiben. Slater schrie ihr immer wieder zu, sie solle die Kassette an Bord bringen.

Justus hob die Hand zu dem Signal, das er mit Constance verabredet hatte. Es bedeutete, daß er es geschafft hatte, mit Bob in der Bucht Verbindung aufzunehmen.

Constance winkte zurück. Sie hatte verstanden. Sie tätschelte Flukeys Kopf, und die beiden tauchten zusammen unter.

Slater trat zurück. »Was ist hier eigentlich los?« brüllte er. Er lief zum Cockpit und schubste Peter vom Steuer weg. Er packte es und schwenkte den Bug herum, bis er auf die Stelle zeigte, wo Flukey und Constance verschwunden waren.

Fast war er dort angelangt, als Constance auftauchte. Slater stoppte das Boot neben ihr und übergab das Steuer wieder Peter.

»Hierbleiben«, befahl er, als er zur Reling zurücklief.

»Wo ist die Kassette?« schrie er Constance an.

Sie antwortete nicht. In einer Hand hielt sie Suchscheinwerfer und Kamera, mit der anderen griff sie nach der Reling und schwang sich an Bord.

»Wo ist der verflixte Wal?«

Constance antwortete noch immer nicht. Sie nahm ihre Maske ab und legte das Sauerstoffgerät auf ihrem Rücken ab.

»Wo ist er?« Slater spähte aufs Wasser hinaus. »Wo ist er? Wohin Ist er geschwommen?«

Constance zuckte die Achseln. »Das kann ich Ihnen auch nicht sagen, Mr. Slater.«

»Was soll das heißen?« Slater wandte sich an Justus. »Gib mir mal das Fernglas.« Justus gab es Slater. Dieser hob es an die Augen und suchte ringsum die Wasserfläche ab.

Von Flukey war nichts zu sehen. Wo er auch sein mochte, wohin er unterwegs war – jedenfalls schwamm er unter Wasser.

»Wale verhalten sich manchmal ganz eigenartig«, erklärte Constance. Slater stand mit dem Rücken zu ihr, und sie blickte augenzwinkernd zu Justus hin. »Sie sind erst ganz zutraulich, und dann bekommen sie unversehens einen plötzlichen Freiheitsdrang und schwimmen einfach davon, ohne Abschied zu nehmen.«

Slater nahm das Fernglas von den Augen. »Aber er hat meine Kasette!« schrie er. »Sie hatten sie ihm ja am Kopf festgeschnallt.« Er starrte Constance mißtrauisch an. »Warum haben Sie das getan?«

Wieder zuckte Constance die Achseln. »Ich mußte es tun«, sagte sie. »Es war die einzige Möglichkeit, die Kasette aus dem Meer heraufzubringen. Sie müssen zugeben, daß Flukey seine Sache hervorragend gemacht hat. Er schwamm schnurstracks in die Kajüte hinein und unter die Koje. Er hatte den Drahtbügel im Maul, und er schaffte es, den Haken unter den Griff der Kasette zu schieben. So zog er die Kasette aus der Kajüte hervor. Dann holte ich die Leine ein und brachte die Kasette herauf . . .«

»Und warum brachten Sie sie nicht gleich ins Boot?«

»Bitte unterbrechen Sie mich nicht, Mr. Slater. Ich war ja sehr tief unten. Es gab für mich keine Möglichkeit, mit dieser gro-

ßen, schweren Metallkassette samt Inhalt an die Oberfläche zu schwimmen . . .«

»So schwer ist die nicht. Sie ist . . .«

»Ich sagte doch, unterbrechen Sie mich nicht, Mr. Slater.« Die Hände in die Seiten gestemmt, blickte Constance auf den Mann herunter. »Es gab keine andere Möglichkeit, diese schwere Metallkassette mit all den Rechnern drin irgendwie an die Oberfläche und ins Boot zu schaffen, als daß ich Flukey die Kamera abnahm und statt dessen mit seinen Gurten die Kassette festschnallte.«

Sie hob das Handtuch auf, das über der Reling hing, und trocknete sich damit das dunkle, kurze Haar ab.

»Es tut mir leid, Mr. Slater«, fuhr sie fort. »Aber für mich ist es ja auch schlimm, weil die Rechner zur Hälfte meinem Vater gehören. Nachdem uns Flukey ausgerückt ist, habe ich ebensoviel verloren wie Sie.«

»Ausgerückt«, wiederholte Slater. Sein Ton war bitter und hilflos. Er hob das Fernglas wieder an die Augen. »Wo könnte das dumme, undankbare Tier nur hingeschwommen sein?« fragte er. »Wo steckt es jetzt?«

Constance warf dem Ersten Detektiv einen Blick zu. »Was meinst du, Justus?«

»Da kann ich nur raten.« Justus' Verstand arbeitete auf Hochtouren. Flukey hatte inzwischen mindestens fünfzehn Minuten Vorsprung. Sogar mit Vollgas konnte ihn Slater nicht mehr einholen. Und Bob war an der Bucht allein; vielleicht brauchte er Hilfe.

»Ich kann nur raten«, wiederholte Justus. »Aber ich glaube, es ist möglich, daß Flukey zu der Bucht zurückgekehrt ist. Zu der Stelle, wo wir ihn heute früh ins Meer brachten.«

»Wie käme er dazu?« Slater blickte nun mißtrauisch auf Justus.

»Irgendein Instinkt zog vielleicht zu einer Ihm bereits bekannten Gegend zurück«, meinte Justus unschuldig. »Ich sagte ja, hier kann ich nur raten, Mr. Slater.«

»Hmrrn . . .« Slater sah zum Ufer hin. »Also gut«, entschied er dann. »Du übernimmst das Steuer, Junge, und hältst Kurs auf die Bucht.«

Er ging rasch auf Deck nach vorn. Justus übernahm von Peter das Steuer.

»Volle Kraft voraus!« rief ihm Slater zu und hob das Fernglas.

»Aye, aye, Sir«, antwortete der Erste Detektiv.

Vollgas! Das kam Justus gerade recht. Er war nun ebenso darauf erpicht wie Slater, zur Bucht zurückzukehren. Er wollte wissen, ob der Plan der drei ??? funktioniert hatte, ob Flukey auf sein eigenes Lied reagiert hatte und mit der Metallkassette zu dessen Ursprung zurückgekehrt war.

Und falls er das geschafft hatte, wollte Justus natürlich die Kassette öffnen und nachsehen, was darin war!

Der Riese hat doch ein Gesicht

Fünfundzwanzig Minuten, stellte Bob nach einem Blick auf seine wasserdichte Armbanduhr fest.

Fünfundzwanzig Minuten lang hatte er nun Flukeys Lied gespielt. Noch fünf Minuten, dann würde das Band abgelaufen sein. Dann müßte er es zurückspulen und wieder von vorn beginnen.

Während er hier kauerte und den Recorder unter Wasser hielt, trat er unaufhörlich von einem Bein aufs andere und spreizte dabei die Zehen. Das Wasser war so kalt, daß er befürchtete, seine Beine würden zu Eisklötzen gefrieren, wenn er sie nicht ständig bewegte.

Er richtete sich halb auf. Vielleicht war es nur Einbildung, aber ihm kam es so vor, als habe er eine Bewegung gesehen, einen schnellen Wirbel in dem glatten, leicht wogenden Wasser, etwa hundert Meter vom Ufer.

Da war es wieder! Diesmal wußte Bob, daß er es sich nicht eingebildet hatte. Er war so aufgeregt, daß er sogar vergaß,

Wasser zu treten. Er wartete und spähte aufmerksam aufs Meer hinaus.

Die Metallkassette sah er zuerst. Sie hob sich nur wenige Meter vor ihm aus dem Wasser. Im nächsten Augenblick tauchte auch Flukeys Kopf auf. Er glitt auf Bob zu und drückte das Maul an seine Knie.

»Flukey . . . Flukey!«

Es war Bob gleichgültig, wie kalt das Meer war. Er lief hinein, streckte die Hände nach Flukey aus, streichelte ihn, umarmte ihn.

»Flukey – du hast es geschafft!«

Flukey schien ebenfalls erfreut über das Wiedersehen. Er hob sich senkrecht in die Höhe, als stehe er auf seinem Schwanz, und sah Bob erwartungsvoll an.

»Tut mir leid, Flukey.« Bob schaltete den Recorder ab. »Wir haben dich sozusagen hereingelegt.«

Er fragte sich, was der kleine Wal am Ende seiner Reise zu finden gehofft hatte. Einen anderen Wal? Oder hatte er seine eigene Stimme erkannt? Und hatte er dann die gleiche Neugier empfunden, die Bob verspürt hätte, wenn ihm jemand seine eigene Stimme vorgespielt hätte?

»Nimm's nicht krumm, Flukey«, sagte Bob. »Ich werde dir jetzt die Kassette und die Gurte abnehmen, und dann bekommst du einen Leckerbissen.«

Constance hatte am Morgen einen Eimer Fische zur Bucht mitgenommen. Bob hatte in wenigen Sekunden die Gurte gelöst und über Flukeys Kopf gestreift.

Die Kassette erwies sich als überraschend leicht.

»Bleib hier, Flukey«, sagte Bob. »Bleib hier und warte auf mich. Ich bringe dir das Mittagessen.«

Er drehte sich um und watete ans Ufer, die grüne Metallkassette an sich gepreßt.

Fast hatte er den trockenen Sand erreicht, als er den Mann sah, der da am Ufer stand – der ihn beobachtete und auf ihn wartete.

Es war ein großer Mann. Er trug einen Anorak, und die Krempe seines Hutes hatte er über die Augen heruntergezogen. Aber was Bob zuallererst auffiel, waren die breiten Schultern und die dicken Arme.

Als nächstes bemerkte Bob, daß der Mann, der nun über den Strand auf ihn zukam, kein Gesicht hatte. Zumindest konnte Bob es nicht genau erkennen. Ein Nylonstrumpf war darübergezogen.

»So«, sagte der Mann, »und nun her mit der Kassette.«

Obwohl B ob die Stimme erst einmal gehört hatte – übers Telefon in der Zentrale – erkannte er sie sofort. Der Mann sagte ›Sooo‹ und ›heeer‹. Und als Bob ihm zuletzt begegnet war, hatte er wild um sich schlagend dagelegen, nachdem Peter ihn um die Knie gepackt und zu Boden geworfen hatte. Danach hatten sich die drei ??? Hals über Kopf abgesetzt.

»Gib mir das Ding.«

Der Mann näherte sich nun schneller. Er war nur noch ein paar Meter von Bob entfernt.

Bob sagte nichts. Es gab nichts zu sagen. Er drückte die Kassette fest gegen seine Brust und ging rückwärts aufs Wasser zu.

»Gib die Kassette heeer.«

Der Mann machte einen Satz. Bob ging unentwegt rückwärts, bis er knietief im Wasser stand. Als der Mann nach ihm griff, wich er noch weiter zurück.

Doch leider war Bob nicht schnell genug. Der Mann hatte schon mit beiden Händen die Kassette gepackt und wollte sie Bob entreißen.

Bob konnte sich nicht wehren; er versuchte nur, die Kassette festzuhalten. Ansonsten hätte Widerstand keinen Sinn gehabt. Bob hatte noch nie einen Menschen mit einer so breiten Brust und so mächtigen Armen gesehen wie diesen Riesen.

Bob blieb nur eines übrig: Die Kassette festzuhalten und weiter ins Meer hinein zurückzuweichen. Das Wasser reichte ihm nun schon bis zur Hüfte. Der Mann wurde handgreiflich. Im

nächsten Augenblick würde der Riese ihn umstoßen und unter Wasser drücken. Und dann würde er die Kassette loslassen müssen.

Gerade als Bob das Gleichgewicht zu verlieren drohte, richtete sich der Mann plötzlich auf. Bob sah ihn senkrecht hochgehen, als werde er von einem Kran in die Luft gezogen.

Immer weiter ging der Mann in die Höhe. Dann flog er hintenüber durch die Luft. Er fiel mit lautem Aufklatschen in voller Länge ins Wasser. Kurze Zeit zappelte er heftig, prustete und spuckte.

Dann war Flukeys Kopf wieder unter ihm. Mit einem Schlenker seines kraftvollen Körpers schleuderte der kleine Wal den Menschen wieder in die Luft. Flukey spielte so leicht mit dem Mann, als sei er ein Wasserball. Und er warf ihn immer weiter ins Meer hinaus.

Der Mann schrie nun, schrie um Hilfe. Auf dem Rücken liegend, schlug er wild um sich und versank dann im Wasser.

Flukey tauchte unter ihn. Gleich würde er ihn wieder in die Luft werfen. Doch als der Mann laut aufschrie, hielt Flukey inne. Er hob den Kopf und schaute den zappelnden Riesen an, dann begann er ihn sachte zum Ufer hin zu stupsen.

Aber der Mann sank noch immer. In Rückenlage, mit fuchtelnden Armen und Beinen, ging er unter, als drücke ihn eine schwere Last auf der Brust unter Wasser.

Noch vor einem Augenblick hatte Bob diesen Mann für seinen schlimmsten Feind gehalten. Doch nun empfand er wider Willen Mitgefühl mit dem Mann. Er konnte nicht einfach stehenbleiben und zusehen, wie er ertrank.

Rasch watete Bob ans Ufer und versteckte die Kassette hinter einem Felsen. Dann lief er zurück und watete zu dem Riesen hinaus.

Als Bob bei dem Mann ankam, war dieser fast ganz untergegangen. Nur sein Gesicht mit der übergezogenen Strumpfmassage schaute noch aus dem Wasser. Flukey hielt sich neben ihm. Sein freundlicher Blick war ganz verwundert.

»Geh unter ihn, Flukey«, sagte Bob. »Und wirf ihn nicht mehr herum. Sieh zu, daß du ihn oben hältst, damit er nicht ertrinkt.«

ob Flukey die Worte verstand oder nicht – er wußte, was er zu tun hatte. Er glitt zu dem Mann hin, schob seinen Rücken unter ihn und begann ihn behutsam anzuheben. Gleich darauf tauchten der Kopf und die mächtige Brust des Mannes aus dem Wasser auf.

Er schlug noch immer um sich und zerrte an seinem Anorak. Offenbar versuchte er den Reißverschluß aufzuziehen und die Jacke abzustreifen.

Bob fand den Metallanhänger und zog den Reißverschluß auf. Der Anorak öffnete sich. Bob streifte ihn dem Mann von den Schultern und zog die Ärmel ab.

Entgeistert blickte Bob auf die Brust des Mannes, dann auf den Anorak in seinen Händen. Nun ging ihm auf, warum es so ausgesehen hatte, als werde der Mann von einem schweren Gewicht auf der Brust hinuntergedrückt. Der Anorak war innen dick mit Schaumstoff gefüttert! Und dieses Material hatte sich mit Wasser vollgesogen wie ein Schwamm und war immer schwerer geworden, bis der Mann in diese hilflose Lage geriet.

Ohne den dick gepolsterten Anorak sah der Mann nicht wie ein Riese aus, sondern mager und kraftlos und nun sogar mitleiderregend. Mit vereinten Kräften brachten ihn Bob und Flukey an Land. Als das Wasser so seicht wurde, daß Flukey nicht mehr schwimmen konnte, übernahm Bob das letzte Stück allein. Er packte den Mann bei den Fußknöcheln und zog ihn auf den trockenen Sand.

Da lag nun der Mann auf dem Rücken. Er rang nach Luft, völlig erschöpft, kaum mehr bei Bewußtsein. Seinen Hut hatte er im Wasser verloren, doch der Nylonstrumpf war noch immer über das Gesicht gezogen.

Bob streifte ihn ab.

Er sah die lange, dünne Nase, die leicht eingesunkenen Wan-

gen. Er sah die Hautfalte, ähnlich einer Narbe, unter dem rechten Auge des Mannes.

Vor ihm lag niemand anders als – Paul Donner.



Seid ihr überrascht? Oder hattet ihr es bereits ausgeknobelt, daß der Anrufer mit der 100-Dollar-Belohnung und Paul Donner nicht zwei Verdächtige, sondern einer sind?

Aber noch ist die von Bob versteckte Kassette nicht endgültig in unverdächtigen Händen gelandet!

Was in der Kassette war

»Da ist er«, rief Slater aufgeregt. »Da ist ja der Waaal!« Er nahm das Fernglas von den Augen. »Du hattest recht, Junge. Drüben in der Bucht ist er.« Er lief hinunter zum Cockpit und übernahm das Steuer von Justus.

Auch Constance hatte Flukey gesehen. Als Slater das Boot zur Bucht steuerte, lehnte sie sich über die Reling.

»Flukey«, rief sie. »Flukey!«

Er hörte sie sofort. Er hob den Kopf und schwamm eifrig los, um sie zu begrüßen.

»Die Kassette . . .« Slater wandte sich am Steuer halb um. Er blickte starr auf Flukeys Kopf. »Er hat die Kassette verloren!« brüllte er los.

Justus hatte das Ufer im Blick. Er sah den Mann, der dort auf dem Sand lag und neben dem Bob stand. Bob winkte und hob dann die Hand. Aus Zeigefinger und Daumen bildete er den Kreis, das Okay-Signal.

»Wir sollten so schnell wie möglich an Land gehen, Peter«, meinte Justus. »Noch ehe Slater merkt, was passiert ist.«

»Ist mir recht.« Peter trug noch immer den Taucheranzug. Er ließ sich über die Bootswand fallen und schwamm schleunigst

zur Bucht hin. Justus zog das T-Shirt aus, das er sich aus dem Schließfach im Boot entliehen hatte, und folgte Peter, so schnell er es schaffte.

»Paul Donner.« Justus und Peter standen da und blickten auf den triefnassen, keuchenden Mann hinunter, der ausgestreckt auf dem Strand lag. »Was will denn der hier? Was ist passiert, Bob?« fragte Justus.

Bob erklärte schnell, was sich an der Bucht ereignet hatte, seit Flukey hereingeschwommen war. Er berichtete den Freunden, wie er Flukey die Kasette abgenommen hatte, wie der Riese ihn angegriffen hatte und Flukey zu Hilfe gekommen war, dann von seiner Entdeckung, daß der Riese gar keiner war. Er war nur ein großer, hagerer Mann in einem Steppanorak, und er war Paul Donner.

»Fast wäre er ertrunken«, schloß Bob. »Aber ich versuchte es mit Mund-zu-Mund-Beatmung, und ich denke, bald packt er es wieder. Er ist nicht sehr kräftig, und jetzt ist er eben völlig erschöpft.«

Justus blickte sich rasch um. Slater hatte das Boot in Ufernähe gesteuert und bereits verankert. Gerade watete er an Land und kam über den Strand heran. Sein kahler Schädel glänzte. Seine Miene war zornig-entschlossen und drohend.

»Du, die Kasette«, flüsterte Justus Bob zu. »Was hast du damit gemacht?«

»Versteckt . . .«

Bob brach ab. Slater hatte den trockenen Sand erreicht und stand vor ihm.

»So, mein Junge.« Slater hatte Paul Donner nur einen flüchtigen Blick zugeworfen. Er wirkte bei dessen Anblick nicht im mindesten überrascht. Es schien ihn überhaupt nicht zu interessieren. Er starrte Bob unverwandt an, und das war beängstigend.

»So, mein Junge«, wiederholte Slater. »Her mit der Kasette.«

»Was für eine Kasette?« Bob stieß Peter heimlich an. Nun

war es höchste Zeit, fand er, daß der Zweite Detektiv einen Überraschungsangriff startete. Eine solche blitzschnelle Aktion, dann die Kassette schnappen und mit den Fahrrädern verschwinden, was das Zeug hielt!

»Red nicht so blöd daher.«

Es war, als habe Slater seine Gedanken gelesen.

»Keine Tricks jetzt, Junge.«

Slater war naß bis zur Hüfte, aber die kurze Jeansjacke, die er trug, war noch ganz trocken. Er griff mit der rechten Hand zu einer Innentasche – und zog sie mit einer kleinen Pistole mit auffallend kurzem Lauf wieder heraus. Er richtete die Waffe auf Bob.

»Die Kassette«, forderte er. »Die Kassette, die der Waal an Land gebracht hat. Diese Kassette will ich haben.«

Bob schaute ratlos zu Justus hin. Justus sah sich die Pistole in Slaters Hand an. Obwohl er noch nie eine Feuerwaffe abgedrückt hatte, verstand der Erste Detektiv eine ganze Menge davon. Die Waffe in Slaters Hand hatte einen ganz kurzen Lauf. Der Zielbereich betrug höchstens zehn Meter, rechnete sich Justus aus. Aber nun hielt sie Slater eben nur zwei Handbreit vor Bobs Brust.

»Klar, Bob«, entschied Justus. »Besser, du gibst sie ihm.«

Bob nickte. Er konnte seinem Freund nur beipflichten. Er ging landeinwärts bis zu dem Felsen, wo er die Kassette versteckt hatte. Slater kam dicht hinter ihm her. Bob holte die Kassette hervor. Slater wollte zugreifen.

»Halt! Nein!«

Im ersten Augenblick begriff Bob nicht, woher der gequälte Aufschrei gekommen war. Dann sah er, daß Paul Donner sich aufgerafft hatte und über den Strand herangehastet kam.

Slater drehte sich halb um. Der Schrei hatte auch ihn erschreckt. Als er sich nach Donner umdrehte, wandte er Bob den Rücken zu. Justus war keine drei Meter weit weg. Der Erste Detektiv nickte und streckte die Hände aus. Bob warf ihm die Kassette zu, und Justus fing sie auf.

»Du Betrüger.« Paul Donner hatte Slater erreicht. »Du Verräter!« brüllte er. »Du Lügner! Erpresser!«

„Mit vorgestreckten Händen ging er auf den kahlköpfigen Mann los und wollte ihn würgen. Slater ließ die Pistole sinken und gab Donner einen heftigen Stoß. Dieser stürzte rücklings hin und riß Slater mit sich zu Boden.

Justus hatte noch die Kassette. Peter stand zehn Meter entfernt in Ufernähe. Draußen im Meer hatte Constance, die mit Flukey beschäftigt war, den Schrei auch gehört. Schnell schwamm sie an Land, Flukey zur Seite.

Justus warf die Kassette Peter zu.

Slater stand langsam auf, während Donner im Sand liegenblieb. Alle Kraft schien aus dem großen, hageren Mann gewichen. Unsicher erhob er sich auf die Knie.

Peter hatte die Kassette aufgefangen. Er sah Constance an Land schwimmen. Er sah, wie Slater suchend erst auf Bob und dann auf Justus blickte. Peter wartete nicht erst, bis Slater auch zu ihm hersah. Die Kassette fest an sich gedrückt, rannte er zum Wasser hin.

Slater nahm die Verfolgung auf.

Peter war am Wasser angelangt. Er watete hinein, bis es ihm zur Hüfte ging. Slater war ihm schon dicht auf den Fersen.

»Halt!« brüllte Slater.

Peter konnte den Mann nicht sehen, aber er konnte spüren, daß er mit der Pistole auf seinen Rücken zielte. Es war eine der unangenehmsten Empfindungen, die Peter jemals gehabt hatte.

Er blieb stehen.

»Hierher.« Constance hob die Arme aus dem Wasser. »Peter, hierher.«

Peter zögerte. Er konnte die Waffe regelrecht fühlen, als sei sie schon gegen seinen Rücken gedrückt. In seinen Händen war die leichte Metallkassette, und dort waren Constances erhobene Arme.

Peter hatte viel Übung im Basketball, und er war ein ziemlich

guter Spieler. Automatisch reagierte er wie in einem schnellen Spiel. Für einen Augenblick vergaß er Slater und seine Waffe. Er hatte den Ball. Constance hatte ihn zum Zuspielen aufgefordert. Er beugte die Knie und senkte die Ellbogen. Dann streckte er sich blitzschnell, riß die Arme hoch und warf die Kasette in hohem Bogen in die See hinaus.

Constance fing sie auf.

Schnell tauchte Peter unter.

Er blieb, so lange er konnte, mit angehaltenem Atem unter Wasser. Als er es nicht mehr aushielt, hob er langsam und vorsichtig den Kopf aus dem Wasser. Constance war zwanzig Meter weiter draußen. Sie trat Wasser und sah zum Ufer hin. Flukey schwamm neben ihr, die flache Kasette zwischen den Kiefern.

Mit eingezogenem Kopf drehte sich Peter um und schaute ans Ufer. Slater hatte die Waffe eingesteckt. Er stand am Wasser, den kahlen Kopf in einer Art gesenkt, die Peter an einen schnaubenden Bullen erinnerte – einen Bullen, der fürs erste seinen Schwung verloren hatte und neue Kraft sammelte, während er abwartete, was nun passieren würde.

Justus und Bob standen ihm gegenüber. Justus schien das Wort zu führen. Peter watete an Land und trat zu den beiden hin.

»Wir haben nicht vor, Sie zu bestehlen, Mr. Slater«, sagte Justus gerade. »Wir anerkennen, daß die Hälfte des Inhalts dieser Kasette Ihnen gehört. Wir versuchen nur Constance und ihrem Vater zu ihrem Recht zu verhelfen. Wir wollen uns lediglich vergewissern, daß sie den ihr zustehenden Anteil auch erhält.«

Slater sagte erst einmal gar nichts. Er atmete nur heftig durch die Nase. »Und was ist dein Vorschlag, Junge?« fragte er dann.

»Ich schlage vor, daß wir die Kasette in die Stadt bringen. Ich finde, wir sollten sie zu Kommissar Reynolds bringen. Er ist der Polizeichef von Rocky Beach, und er ist ein sehr gerechter

Mann. Es geht ja hier nicht darum, daß eine Straftat begangen wurde. Erzählen Sie ihm einfach den Sachverhalt. Und Constance kann für ihren Vater sprechen. Dann kann Kommissar Reynolds entscheiden, welcher Teil des Inhalts dieser Kassette Ihnen gehört und wieviel Constance zukommt.«

Wieder entstand eine lange Pause. Slater schaute aufs Wasser hinaus, wo Constance und Flukey Seite an Seite schwammen. Es gab für ihn keine Möglichkeit, an die Kassette zu kommen. Ohne Constances Einverständnis würde Flukey sie nicht hergeben.

»Gut.« Slater nickte verdrossen. »Dann steigen wir alle wieder ins Boot und fahren zum Bootshafen von Rocky Beach. Und dann können wir zu diesem Kommissar Reynolds gehen, von dem du redest. Bist du damit einverstanden, Junge?«

Justus schüttelte den Kopf. Slater hatte seine Pistole eingesteckt, aber die konnte er jederzeit rasch wieder ziehen. Und an Bord seines eigenen Bootes würde er nur auf den richtigen Augenblick warten – auf seine Chance, die Kassette an sich zu bringen und sich damit aus dem Staub zu machen.

»Es ist gar nicht nötig, den weiten Weg an der Küste entlang zu fahren«, schlug Justus höflich vor. »Wir brauchen den Kommissar nur von hier aus anzurufen. Dann schickt er einen Streifenwagen her.«

»Ihn anrufen? Wie denn?« Slater redete sich schon wieder in Wut. »Glaubst du etwa, hier in der Bucht gebe es ein Telefon? Nee, Junge, die nächste Telefonzelle . . .«

»Die nächste Telefonzelle an der Küstenstraße ist nur einen Kilometer von hier«, erklärte Justus. »Beim Clifftop-Café. Das schafft Bob mit dem Fahrrad in ein paar Minuten. Von dort aus kann er Kommissar Reynolds anrufen.«

»Mach' ich, klar.« Bob war sofort einverstanden.

»So, und wenn Sie nun freundlicherweise Ihre Pistole auf Ihrem Boot deponieren, Mr. Slater«, fuhr Justus liebenswürdig fort, »dann wird Constance dafür sorgen, daß Flukey die Kassette herbringt, und dann gehen wir alle zur Straße vor

und warten auf den Polizeiwagen. Halten Sie das nicht auch für eine gute Idee, Mr. Slater?«

Man merkte, daß Slater die Idee überhaupt nicht gut fand. Er machte ein Gesicht, als sei sie ihm ganz und gar zuwider. Dennoch nickte er. Es blieb ihm nichts anderes übrig.

Bob radelte los, um den Kommissar anzurufen. Constance gab Flukey ein paar Leckerbissen für die Kasette, die er brav hergegeben hatte, während Justus und Peter aufpaßten, daß Slater seine Pistole auch wirklich in das Schließfach auf dem Boot zurücklegte. Dann verabschiedete sich Constance von Flukey. Sie sagte ihm, sie käme bald wieder her, um nach ihm zu sehen. Flukey schien der Abschied schwerzufallen. Er schwamm ganz nah zum Ufer her und sah ihr nach, wie sie die Kasette wegrug.

Erst als die vier auf dem Weg zur Straße waren, kam Justus plötzlich wieder der Gedanke an Paul Donner.

Der aber war verschwunden.

Nach kurzer Wartezeit erschien Bob wieder, und der Streifenwagen traf gleich darauf ein und nahm sie alle auf. Fünfzehn Minuten später wurden sie in Hauptkommissar Reynolds' Dienstzimmer geführt.

Justus konnte es dem Kommissar nachfühlen, daß er große Augen machte, als die Besucher eintraten. Die drei ??? hatten vorher noch ihre Pullover und Schuhe von den Fahrrädern geholt, und Peter hatte Constance einen Frottee-Bademantel aus dem Boot gebracht. Trotzdem waren sie ein abenteuerlicher, von überstandenen Widrigkeiten gezeichneter Verein. Es mußte für andere so aussehen, als kämen sie geradewegs aus dem Meer.

»Was gibt es denn diesmal, Justus?« fragte Hauptkommissar Reynolds, als er Stühle für alle beschafft hatte.

Der Kommissar und Justus kannten einander seit Jahren. So manches Mal waren die drei ??? bei der Arbeit an ihren Fällen nach seiner Meinung zu weit vorgeprescht. Sie waren ja noch nicht erwachsen, und dem Kommissar mißfiel zuweilen die

Art, wie sie sich auf eigene Faust hervortaten. Aber er hatte Respekt vor Justus' Scharfsinn. War es doch schon vorgekommen, daß der Erste Detektiv der Polizei bei der Aufklärung einer Straftat nützliche Dienste geleistet hatte.

Justus blickte auf Slater. »Das ist Mr. Oscar Slater«, erklärte er. »Ich schlage vor, daß er Ihnen seine ganze Geschichte selbst erzählt.«

»Gut, Mr. Slater, fangen Sie an.«

Slater stand auf. Er zog seine durchnäßte Brieftasche und zeigte dem Kommissar seinen Personalausweis. Während der Kommissar diesen durch einen seiner Beamten überprüfen ließ, begann Slater mit seinem Bericht.

Er erzählte dem Kommissar ganz offen von seiner Schmuggeltour nach Mexiko mit Diego Carmel. Er berichtete von dem Unwetter, dem gekenterten Boot und davon, wie sie nun die Metallkassette aus der Kajüte geborgen hatten.

»Mein junger Freund, Justus Jonas«, fuhr Slater fort, »hielt es für angebracht, daß wir die Kassette in Ihrem Büro öffnen. Bei diesem Vorgehen gebe es später keinen Streit darüber, wieviel vom Inhalt mein Anteil ist und wieviel Miß Carmels Vater gehört. Und ich finde Justus' Vorschlag auch richtig, Herr Kommissar.«

Slater holte einen Schlüssel aus der Tasche und reichte ihn Hauptkommissar Reynolds. »Bitte geben Sie doch die Kassette herüber, Constance«, bat er dann. Justus mußte wider Willen die Art bewundern, wie Slater die Sache handhabte. Er gab sich als ehrbarer Bürger, dem es darum geht, daß Recht geschieht. Er sah zu, wie Constance die Kassette auf den Schreibtisch des Kommissars stellte.

Er sah zu, wie der Kommissar den Schlüssel ins Schloß steckte und die Kassette öffnete.

Er sah die Überraschung auf Constances Gesicht. Auch Hauptkommissar Reynolds war im ersten Augenblick ein wenig verblüfft. Justus stand auf und trat an den Schreibtisch, Bob und Peter zu beiden Seiten.

Bob und Peter sahen beide aus, als seien sie plötzlich von einem grellen Licht geblendet worden.

Nur der Erste Detektiv war nicht im mindesten überrascht.

In der Kassette lagen Tausende glatter neuer Zehndollarscheine.

Sie waren säuberlich gebündelt und mit Gummiringen zusammengehalten. Justus schätzte, daß ein Stapel von zweihundert Geldscheinen etwa einen Zentimeter stark sein mußte, und rechnete schnell aus, daß sich in der Kassette nahezu eine Million Dollar befinden mußte.

»Ja, das wäre es also, Herr Kommissar«, erklärte Slater beflissen. »Die Einkünfte aus meiner Reise nach La Paz. Ein Teil dieses Geldes . . .«

Er brach ab, als auf dem Schreibtisch das Telefon klingelte. Hauptkommissar Reynolds nahm ab und lauschte wortlos einige Sekunden lang.

»Reden Sie weiter, Mr. Slater«, sagte Reynolds und legte den Hörer auf. »Ihr Personalausweis ist in Ordnung. Keine Vorstrafen. Und kein Haftbefehl läuft gegen Sie. Sie sagten gerade, daß ein Teil dieses Geldes . . .«

»O ja, Herr Kommissar. Ein Teil hiervon ist das, was Kapitän Carmel und ich für die Taschenrechner einnahmen, die wir in La Paz verkauften. Der Rest gehört mir. Der Verkaufserlös für Grundstücke aus meinem Privatbesitz – ein Stück Land und ein kleines Hotel, das ich dort unten besessen hatte. Wenn Miß Carmel sich nun äußert, wieviel Geld sie als ihres Vaters Anteil an dem Verkauf der Taschenrechner für sich beansprucht, dann können wir gleich abrechnen.«

Hauptkommissar Reynolds nickte nachdenklich. »Solange Sie mit der Steuerbehörde selbst klarkommen, Mr. Slater«, sagte er, »habe ich gegen Ihren Vorschlag nichts einzuwenden.« Er wandte sich an Constance, »Wieviel fordern Sie als Anteil Ihres Vaters für sich, Miß Carmel?«

Constance lächelte. »Ich weiß nicht. Ich möchte eben seinen Klinikaufenthalt bezahlen«, meinte sie. Sie sah Slater an.

»Zehntausend Dollar wären mir recht.«

»Gut, zehntausend Dollar.« Slater beugte sich vor, um die Kassette wieder an sich zu nehmen. »Wenn Sie morgen früh mit mir zur Bank kommen, Constance, dann stelle ich Ihnen einen Scheck über diesen Betrag aus.«

Schon hatte er die Hand an der Kassette. Er klappte den Deckel zu. Noch einen Augenblick, und er würde mit dem Geld den Raum verlassen.

Justus drängte sich vor.

»Herr Kommissar.« Der Erste Detektiv knetete seine Unterlippe. »Ich möchte mich nicht einmischen. Aber darf ich einen kleinen Vorschlag machen?«

»Was ist denn, Justus?« Hauptkommissar Reynolds gab Slater den Schlüssel zurück, damit er die Kassette abschließen konnte, ehe er sie wieder mitnahm.

»Prüfen Sie bitte die Seriennummern auf diesen Geldscheinen.«

»Die Seriennummern, Justus?«

»Vermutlich werden Sie feststellen, daß viele gleich lauten.«

Justus ließ seine Lippe los, öffnete die Kassette und nahm zwei Bündel der schönen neuen Zehndollarscheine heraus.

»Und wenn Sie einen Experten hinzuziehen, Herr Kommissar«, fuhr er fort, »dann werden Sie bestimmt feststellen, daß es sich hierbei ausschließlich um Falschgeld handelt!«

Besuch bei Alfred Hitchcock

»Bald darauf griff die Polizei Paul Donner auf«, sagte Justus.

»Er hatte versucht, in seinem klapprigen alten Vehikel nach Mexiko zu entkommen, aber kurz vor San Diego gab das Auto den Geist auf. Als die Polizei ihn festnahm, legte er ein umfassendes Geständnis ab.«

Die drei ??? saßen Alfred Hitchcock im Universum-Studio an seinem Schreibtisch gegenüber. Sie hatten ihren großen

Freund aufgesucht, um ihm ausführlich über den Fall des klugen Wals zu berichten – den Fall ›Super-Wal‹, wie ihn Bob in seinem Protokoll genannt hatte.

Mr. Hitchcock lehnte sich auf seinem Drehsessel zurück, während er sich aufmerksam den Bericht der drei Jungen anhörte und einige Male Fragen dazu stellte.

»Paul Donner hat also zugegeben, daß er das Falschgeld gedruckt hat?« wollte er wissen.

Bob nickte betrübt. Auch wenn kein anderer als Paul Donner die Bremsen an Constances Transporter beschädigt hatte, auch wenn er in jeder denkbaren Weise versucht hatte, das Bergen der Metallkassette aus dem Bootswrack zu verhindern, fühlte er ein wenig Bedauern für den großen, hageren Mann.

»Oscar Slater hatte ihn dazu gezwungen, die Banknoten zu fälschen«, erklärte er. »Und zwar mittels Erpressung.«

»Erpressung? Wie stellte er das an?« Alfred Hitchcock sah die drei ??? gespannt an.

»Sie hatten in Europa zusammengearbeitet«, fuhr Bob fort.

»Paul Donner war ein hochtalentierter Graveur, und er stellte die Druckplatten her und druckte die Scheine. Slater übernahm die Verteilung. Er verfügte über einen gut organisierten Ring, der das Falschgeld in ganz Europa in Umlauf brachte.« »Und dabei wurde er dann von der Polizei geschnappt?« fragte Alfred Hitchcock.

»Nein, Oscar Slater bekamen sie drüben nie zu fassen«, berichtete Justus. »Mit dem Hauptteil des Gewinns setzte er sich ab, ohne eine Spur zu hinterlassen. Allerdings war die französische Polizei auf der Fährte von Paul Donner, und es lag ein Haftbefehl gegen ihn vor. Er wäre für etliche Jahre im Gefängnis gelandet. Aber es gelang ihm, über die Grenze zu entkommen und nach Mexiko zu flüchten.«

»Er hatte sich vorgenommen, künftig ein ehrliches Leben zu führen«, warf Bob ein. »Er wollte kein Falschgeld mehr herstellen. Tatsächlich lebte er als friedlicher Bürger und betrieb

eine kleine Druckerei in La Paz, bis . . .« Bob zuckte die Achseln. »Na ja, bis Oscar Slater ihm eines Tages rein zufällig wieder begegnete.«

»Und Slater wußte natürlich, daß Donner noch immer auf der Fahndungsliste der französischen Polizei stand.« Alfred Hitchcock nickte verständnisinnig. »Er wußte, daß die Franzosen ihn verurteilen würden, sollten sie seiner je habhaft werden. So hatte Slater Donner in der Hand. Er konnte Donner zwingen, sein ehemaliges Fälschergewerbe wieder aufzunehmen.« Er überlegte einen Augenblick.

»Aber wie erkanntest du, daß diese Geldscheine gefälscht waren, Justus?« fragte er.

»Dazu verhalf mir hauptsächlich die Hautfalte unter Paul Donners Auge«, entgegnete Justus. »Ich versuchte, mir all die Leute vorzustellen, die zur Arbeit eine Juwelierlupe benutzen. Und plötzlich kam ich darauf, daß Donner Graveur sein könnte.«

»Ganz schön schlau, Justus«, lobte Mr. Hitchcock. »Es muß Donner wie ein ungeheurer Glücksfall erschienen sein, als Carmels Charterboot mit all den gefälschten Banknoten an Bord unterging«, meinte er. »Hast du auf diese Weise die Zusammenhänge erkannt, Justus?«

»So einigermaßen«, bestätigte der Erste Detektiv. Er versuchte, seinen heimlichen Triumph zu verbergen. »Ich mußte mich eben immer wieder fragen: Warum war es Slater so außerordentlich wichtig, gerade diese Kasette zu bergen? Und warum versuchte ein anderer mit allen verfügbaren Mitteln, ihn daran zu hindern?«

Er zupfte an seiner Unterlippe.

»Und dann wurde mir klar, daß es der Fälscher war, der das Hauptrisiko einging. Beim Fälschen ist es ja ähnlich wie beim Malen. Ein meisterlicher Graveur hat nun einmal seinen persönlichen Stil, und dieser ist fast so etwas wie eine Signatur seiner Werke. Sobald die neuen gefälschten Zehndollarscheine bei den Banken auftauchen und dort untersucht wür-

den, müßten die Fachleute merken, daß dies Paul Donners Werk war. Dann würden sie nach ihm fahnden und obendrein auch noch die französischen Behörden. Und in absehbarer Zeit würden sie ihn in La Paz aufgespürt haben.«

Alfred Hitchcock nickte. »Und so machtest du dir die Zusammenhänge klar, Justus«, ergänzte er, »und du erkanntest, daß Donner derjenige sein mußte, der um jeden Preis verhindern wollte, daß diese Kassette wieder auftauchte?«

»Na ja, es dauerte seine Zeit«, äußerte Justus mit erstaunlicher Bescheidenheit. »Lange versuchte ich durchzublicken und schaffte es einfach nicht. Drei Verdächtige. Oscar Slater und Paul Donner und dieser Anrufer, der uns hundert Dollar Belohnung anbot, wenn wir Flukey wieder ins Meer bringen würden.«

Er warf Bob einen Blick zu.

»Erst als Bob am Strand Donner gewissermaßen die Maske abnahm, wurde mir klar, daß Donner und jener Unbekannte dieselbe Person waren.«

»Eines interessiert mich«, sagte Alfred Hitchcock. »Als Paul Donner anrief und euch die Belohnung anbot und als er dabei in dieser eigenartig schleppenden Sprechweise redete, mit diesen gedehnten Vokalen – glaubst du, er hatte da absichtlich Slaters Stimme nachgeahmt und bei euch den Eindruck zu erwecken versucht, der Anrufer sei Slater?« Justus schüttelte den Kopf. »Nein, Sir, das nehme ich nicht an. Er war lediglich bemüht, seine Stimme zu verstellen. Und da ging es ihm wie einem Schauspieler . . .«

Justus verstand eine ganze Menge vom Theater. Er hatte als Kind selbst Theater gespielt, wurde allerdings jetzt höchst ungern daran erinnert. Als Kinderstar hatte man ihn nämlich Pummelchen genannt.

»Wenn man von einem Schauspieler verlangt, daß er seine Stimme verstellt«, fuhr Justus fort, »so fällt ihm das am leichtesten, wenn er einen anderen imitiert, also die Sprechweise eines anderen nachahmt. Paul Donner, der ja europäischer

Herkunft war, sprach Englisch eher wie ein Brite als wie ein Amerikaner. Um das zu verbergen, verwendete er einfach eine andere sehr auffallende Sprechweise, und zwar Slaters Südstaaten-Aussprache.«

»Und wie kam Donner überhaupt zu seinen Kenntnissen über euch drei?« wollte Mr. Hitchcock wissen. »Als er euch in San Pedro begegnete und vorgab, Kapitän Carmel zu sein, da wußte er ja bereits, daß ihr die drei Detektive seid, nicht wahr?«

»Paul Donner war an jenem ersten Morgen einer der beiden Männer auf Slaters Boot«, erklärte Justus. »Auch er beobachtete, wie wir den gestrandeten Wal retteten. Er täuschte zu dieser Zeit Slater noch vor, mit ihm zusammenzuarbeiten. Als Slater ihm dann von seinem Plan erzählte, Flukey durch Constance auf das Tauchen nach dem Wrack abrichten zu lassen, da beschloß Donner, am nächsten Tag selbst zu ›Ocean World‹ zu gehen. Er war nur noch darauf bedacht, Slaters Plan zu vereiteln. Und dann sah er uns dort und erkannte in uns die drei Jungen, die er vom Boot aus am Ufer beobachtet hatte. Er sah, wie wir in Constances Büro gingen. Und als Constance weggegangen war, fand er auf dem Schreibtisch unsere Karte. Danach rief er uns an und versprach uns hundert Dollar Belohnung, falls wir Flukey ins Meer zurückbringen würden. Slater sollte Flukey nicht dazu benutzen können, das Wrack zu finden.«

Alfred Hitchcock überlegte kurz. Er nickte. »Aber warum ging Donner zu Diego Carmels Büro in San Pedro?« fragte er dann. »Natürlich hatte er es bei seinem Geschick nicht schwer, sich einen Schlüssel zur Tür herzustellen. Du sagtest, er schnüffelte dort herum. Was hoffte er denn zu finden?«

»Ich glaube, er hatte vor, Constances Tauchausrüstung zu untersuchen«, erklärte Justus. »Ich glaube, er trug sich bereits mit dem Gedanken, die ganze Tauchexpedition zu sabotieren, indem er an den Atemgeräten herumhantierte. Später, als Constance beschloß, die Ausrüstung von‹Ocean World~ zu

benutzen, mußte Donner auf Slaters Boot gehen, um eine der Sauerstoffflaschen zu leeren und die Druckanzeige zu verstellen.«

»Und als du erkanntest, daß der . . .« Hitchcock sah zu Bob hin. »Wie nennst du ihn in deinem Bericht, Bob?«

»Der maskierte Riese«, erwiderte Bob. »Aber das war er ja eben nicht. Seine Kleidung war nur so dick gepolstert, daß er so mächtig und riesenhaft aussah.«

»Schön. Als du dann erkanntest, Justus, daß der maskierte Riese und Paul Donner identisch waren, da wurden dir die Zusammenhänge allmählich klar.«

Darauf erkundigte sich Alfred Hitchcock, wie es Constances Vater gehe und wie sie das Geld zur Bezahlung des Krankenhausaufenthaltes aufgebracht habe.

»Kapitän Carmel geht es wieder gut«, berichtete Bob. »Er konnte von der Intensivstation in ein normales Krankenzimmer verlegt werden, und nächste Woche wird er entlassen.«

»Die Sache mit den Klinikrechnungen«, setzte Justus hinzu, »hat sich ebenfalls glücklich gelöst. Die Justiz zahlt Constance eine Belohnung für die Sicherstellung des Falschgeldes und für die Hinweise, die zur Verhaftung von Slater und Donner führten. Zehntausend Dollar sind das zwar nicht, aber wenigstens ist es echtes, gültiges Geld.«

»Es besteht für Constance auch die Aussicht, daß sie von Slater einiges ausbezahlt bekommt«, wußte Bob noch zu berichten.

»Schließlich hatte er ja diese Taschenrechner in Mexiko verkauft und das Geld dafür kassiert.«

»Und wie geht es Flukey?« wollte Mr. Hitchcock zum Schluß noch wissen.

»Sehr gut«, antwortete Justus. »Eine Zeitlang war er recht betrübt. Er zeigte sich immer wieder an der Bucht. Constance befürchtete schon, er könne sich nicht mehr daran gewöhnen, nun wieder frei im Meer herumzuschwimmen.«

»Und jetzt?« fragte Alfred Hitchcock. »Hat er sich im Ozean wieder eingelebt?«

»Nein«, antwortete Bob. »Constance erkannte, daß das Problem woanders lag. Woran Flukey sich nicht gewöhnen konnte, war nämlich die Trennung von ihr. Er hatte eine große Zuneigung zu ihr entwickelt, und da vermißte er sie ganz einfach zu sehr.«

»Also brachte sie Flukey bei ›Ocean World‹ unter«, schloß Justus. »Und dort ist er nun offenbar richtig glücklich. Constance hat uns Dauerkarten geschenkt, und so können wir unseren Super-Wal jederzeit besuchen. Sie müßten sehen, Sir, wie er uns immer freudig begrüßt – ob wir ihm nun Fische mitbringen oder nicht!«